



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wochenbericht.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

W o c h e n b e r i c h t.

Aus Frankfurt, Ende Januar. — König Karneval regiert diesmal nicht lang. Ziemlich aus allen größeren Städten klagt man über die Flaueheit des gesellschaftlichen Lebens, Paris ausgenommen, und Frankfurt steht darin nicht nach. Wir sind Kaufleute und wissen warum. Doch ernsthaft gesprochen, jener Begriff des Karnavals, wie ihn Norddeutschland gewöhnlich am Rhein und in Süddeutschland denkt, gehört schon lang zu den überwundenen Standpunkten der Naivetät. Es geht damit, wie mit der vielgerühmten Gemüthlichkeit, welche gewisse Blätter noch immer als süddeutschen Erbpacht beanspruchen, während sich darüber unter den Unbefangenen, welche in Süd-, wie in Norddeutschland gleichermaßen verkehren, auch einigermaßen andere Erfahrungen als die traditionellen festgestellt haben. Frankfurt hat sie niemals recht gekannt — nämlich die eigentliche Faschingsfeier. Es war überhaupt von jeher arm an selbstständigen Volksfesten. Der Kaiserpomp hatte sie als Gnade gegeben, ehe die Stadt groß genug dazu wurde, sie selbstständig zu entwickeln; nachher war's schon eine aristokratische Republik, welche nicht mehr für die Circenses des Volkes, desto eifriger dagegen für Panem sorgte. Noch heute mag's auch schwerlich eine Stadt im heil. röm. Reiche deutscher Nation geben — etwa München ausgenommen — wo Zünfte und Innungen so ausgiebig geschützt sind, wie hier. Das hat, da der Staat klein blieb und die Stadt zum Sammelpunkt so weiter Umgebungen wurde, in der That ein sehr wohlhabendes Gewerbs-Bürgerthum geschaffen. Da nun nach seiner Weise die andern Erwerbsarten sich ebenfalls zünftig zusammen thaten, giebt's in der That kein Proletariat. —

Gewöhnlich glaubt man, dieses wohne in Sachsenhäusern. Auch darin bewahrt man eine Tradition jener Zeit, wo die „gemeine Leut“ und die „Borger“ am Bopf zu unterscheiden waren. Die olympische Formlosigkeit des Stammes der Sachsenhäuser mochte das Ihrige ebenfalls dazu beitragen. Allein dahinter verbirgt sich ein sehr solider und wohlgeschätzter Erwerb, der eben so zünftig, ja beinah familienhaft festsetzt, wie der der eigentlichen Handwerker. Nur fünf Sippschaften haben z. B. den höchst gewinureichen Mainfischfang nebst den Ueberfahrten über den Fluß. Eine andere Reihe von Familien betreibt das Monopol des Einzlergeschäfts in Frankfurt, wieder eine andre die Handelsgärtnerei; selbst die weitberühmten Holzhacken stehen in innungsartigem Gesamtverband. Da drängt sich sehr schwer ein Fremder ein, und er käme auch nicht fort. Er müßte denn äußerst mäßig leben, was nur zu den untergeordneten Bestrebungen des echten Sachsenhäusers gehört. Trotzdem kommt derselbe selten so weit zurück, um z. B. als Eckensteher auf zufälligen Gewinn zu warten oder als Sonnenbruder ein präfares Leben hinzubringen. Außer den Messen, wozu derartige

Leute zureisen, sucht man umsonst auf den Straßen nach solchen Gestalten. Das hiesige Proletariat wohnt höher, trägt einen schwarzen Rock und eine verschämt zugeknöpfte Weste, ist selten Frankfurterischen Blutes und wird nicht bemerkt oder fortgeschickt, wenn es sich unbequem macht. Dagegen hat der Frankfurter Arme, wenn er gar nicht in eine kleine Stelle untergebracht werden kann, mit großer Sicherheit auf reichliche Unterstützung zu rechnen. Wohlthätigkeit gehört zu den liebenswürdigsten der reichsstädtischen Charaktereigenschaften, und die Verpflegung derer, welche in Armuth noch vom Siechthum heimgesucht werden, ist durch Stiftungen und Anstalten von jeher in wahrhaft großartiger Weise gesichert, während die Rechnungen des Armenpflegeraths alljährlich von Neuem beweisen, daß der heutige Frankfurter im Sinne für die Noth der verschämten Armen seinen Voreltern nicht nachsteht.

Den entschieden Gesinnungstüchtigen des Jahres 1848 war und ist jedoch der Bürgerverein politisch viel zu tolerant, in seinen Ordnungsformen vielleicht zu „aristokratisch“. Sie gründeten den „neuen Bürgerverein“ mit 5 Fl. Jahresbeitrag, in dessen mit dem Verwelken der demokratischen Journalblüthen sehr entblättertem Lesezimmer die Tabakswolke frei umherkreist. Seinen Ableger fand er im „Bürgerverein zu Sachsenhausen“.

Von allen diesen Vereinen veranstaltet nur das Casino allwinters einige Bälle, welche unter den öffentlichen sogar die einzigen sind, denen auch die diplomatische und finanzielle haute volée ihre Gegenwart nicht entzieht. Doch sind diese Elemente weder vorherrschend, noch die Bälle selbst schwer zugänglich. Der Grundstock einer Gesellschaft aber, welche sich nicht bloß zu den Ballabenden versammelt, giebt ihnen einen angenehmen Halt, um welchen sich die übrigen Ballgäste in wohlthuernder Ungezwungenheit bewegen. Ungefähr dieselben Verhältnisse herrschen auch auf den Bällen, welche die Verwandten und Bekannten der Logen Sokrates und Carl bisweilen vereinigen; und hier, wie auf den Bällen der Ballgesellschaft Harmonie schlüpft schon mitunter ein weißseidenes Handschuhpaar zwischen den gants glacés bien gantés umher. Mit dem Wolfsseck endlich beinne n die Gasthausbälle, zu denen Zeitungsannoncen einladen. Ein Paar Maskenbälle des Theaters sind eben Theatermaskenbälle; Homburg aber bietet außerdem alle möglichen Arten Bälle in seinem Marmorsaale, bei denen portemonnaie und costume stets de rigueur verlangt werden — sonst nichts.

Neben diesen, dem Tanz und conversationeller Unterhaltung gewidmeten Gesellschaften, vereinen sich natürlich eine Menge anderer zu Gesang, Musik und Theater. Oftmals, um dadurch wohlthätigen Zwecken zu genügen. Unter ihnen stehen obenan der Cäcilienverein und das Museum. Ersterer widmet sich fast ausschließlich der sogenannten classischen Musik, während die trefflichen Museumsconcerte auch die Vorführung neuerer und neuester Meister nicht verschmähen. Die theils populair wissenschaftlichen, theils* belletristischen Vorlesungen sind da-

gegen in den letzten Jahren beinahe gänzlich eingeschlafen, wie denn überhaupt dem literarischen Interesse ein socialer Mittel- und Sammelpunkt gänzlich fehlt. Ungehört verhallen die oft erneuten Anregungen dazu; und wie die Dinge hier bestellt sind, ist auch noch sehr daran zu zweifeln, daß mit der Verwirklichung ein gedeihliches Verhältniß herzustellen wäre. Es leben hier zu wenig selbstständige Schriftsteller, der Journalismus auf der einen, literarischer Dilettantismus auf der andern Seite ist zu vorherrschend. Und ob die Männer der Kunst aus ihrem abgeschlossenen Reiche heranzuziehen wären, ist sehr fraglich. Ueberdies sind die heutigen Welt- und Preßverhältnisse wahrlich nicht danach angethan, um die Vertreter der Literatur und Kunst für gesellige Vereinigungen aufzuheitern. Transeat!

Doch wir sprechen von Lichtern in den Nachtseiten des Lebens, da wir vom Lichterglanz und Tongewirr des Faschings erzählen wollten. Ein Straßenmaskenleben gab und giebt es freilich nicht. Bei so eingefriedeten Erwerbsverhältnissen konnte auch der Drang nach wahrhaft öffentlichen Festlichkeiten niemals groß sein. Schon in den alltäglichen Freistunden liebt der Frankfurter das blanke Gasthausleben keineswegs in gleicher Weise, wie der Baier, Oesterreicher oder Würtemberger. Es ist schon nicht im gleichen Maße stereotyp, daß die Männer der Mittelklasse ihre Abende im Wein- oder Bierhaus zubringen, wenn auch nicht so selten, als früher in Norddeutschland. Jedenfalls aber suchen sie sich dort wieder in sogenannte „College“ absondernd zusammen zu thun. Ihre Zahl war ehemals Legion und zerfällt noch heute sehr streng in die der christlichen und jüdischen College. Außerdem bilden vorzüglich einige geschlossene Männergesellschaften die halböffentlichen Sammelpunkte und gleichzeitig die Uebergänge zu den Privatgesellschaften. Unter ihnen ist das Casino im eigenen Hause am Rossplatz der älteste und insofern charakteristischste Verein der Reichshandelsstadt, als dem Kaufmanne vor Allem der Nachweis eines ziemlich großen Jahreseinkommens die Bewerbung um die Mitgliedschaft gestattet; Gelehrte und Künstler brauchen diesen Nachweis nicht, sondern nur den Jahresbeitrag von 33 Fl. zu zahlen. Vorzugsweise einigen Mitgliedern der Diplomatie zu Liebe sonderte sich daraus vor einigen Jahren eine Gesellschaft ab, deren Jahresbeitrag in 100 Fl. besteht, und welche den Namen des „Fürstencollegs“ annahm, nachdem zwei oder drei der benachbarten Souveraine als Mitglieder eingetreten waren. Diesen aristokratisch-finanziellen Vereinigungen gegenüber entstand erst 1848 eine Gesellschaft des großen Mittelstandes, der (alte) „Bürgerverein“, welcher jetzt bereits an 1600 Mitglieder zählt. Seine eben so bequeme, geräumige als prachtvolle Einrichtung im künzlich erworbenen ehemaligen Reichsverweserpalaste bildete jüngsthin einen stehenden Artikel so ziemlich aller Zeitungen, kann also einer erneuten Schilderung füglich entbehren. Der Bürgerverein umfaßt alle Klassen der Frankfurter Gesellschaft, vom millionenreichen Börsenfürsten bis zu dem Handwerker, welcher 10 Fl. Jahres-

beitrag für die größten gesellschaftlichen Annehmlichkeiten nicht zu theuer findet. Ohne Unterschied des politischen, religiösen und finanziellen Bekenntnisses sind Großjährigkeit und Ehrenhaftigkeit die einzigen Vorbedingungen des Eintritts, welchen erst neuerdings eine Ballotage controlirt. Daß dieselbe zufällig einmal gegen eine Persönlichkeit entschied, welche allerdings die Großjährigkeit bis zum Pensionsalter überschritten hat, mag vielleicht die Veranlassung zu einem empörend calumniatorischen Artikel über diese Gesellschaft im ultramontanen „Mainzer Journal“ gegeben haben, dessen Vaterstadt mit ihrer chronique scandaleuse freilich keineswegs ohne Einfluß auf die ehrenhaften Beweggründe der Abstimmung geblieben war, welche dem Aspiranten die Aufnahme versagte.

Die Weltverhältnisse, wie sie in unser Frankfurter Leben hereinragen, haben's denn auch gemacht, daß der Fasching gesellschaftlich so flau verfloß. Zu den alten Gegensätzen sind immer neue getreten, haben sich ausgeglichene wieder erhoben, und Jeder fühlt die tausend feinen Fesseln, welche nicht klirrend, aber zerrend und umspinnend, ein freies Ausschreiten für die eigene Partei, Idee, Sache eben so unmöglich machen, wie einen offenen Kampf gegen die Feinde. Es ist wahrhaft schmerzlich, wie seit den Jesuitenmissionen und dem Erstehen eines katholischen Kirchenblattes unter Herrn Beda Weber's Leitung, namentlich der confessionelle Friede oder die confessionelle Neutralität getrübt ist. Die Stadt hatte sich den Jesuitenmissionen gegenüber musterhaft, wenn auch natürlich kritisch verhalten. Wir haben aber im Ganzen nur etwa 7000 Katholiken gegen mehr als 44,000 Protestanten. Bloß den zelotischen Ausschreitungen der Herren Jesuiten, welche gegen das Ende ihres missionarischen Wirkens hervortraten, antwortete evangelische Wissenschaft und Ueberzeugung der Stadtgeistlichen. Schon hatte sich die diesfallsige Aufregung gelegt, als Herr B. Weber von der Aufforderung zu Gaben für den Bau einer besondern katholischen Kirche in Bockenheim (die Katholiken haben in Frankfurt eben so viel Kirchen, nämlich 3, wie die Protestanten, und darunter den Dom) in seinem Kirchenblatte zu allerlei Angriffen gegen die evangelische Kirche und endlich zu einer gehässigen Denunziation gegen dieselben unglücklichen Radia'schen Eheleute vorschritt, für welche das ganze protestantische Europa seine Stimme erhebt. Nun wagt, an diese Thatsachen gebunden, der confessionelle Sturm von Neuem, und die confessionellen Gegensätze treten abermals schroffer in das Leben*). Sie sind von den politischen untrennbar, wie diese von den handelspolitischen. Die österr. Demonstration durch Ernennung

*) Der „Frankfurter Volksbote“ v. 30. Januar, No. 6, bemerkt unter Anderem: „die Seelenfischerei, die Convertirungssucht hat die weiteste Ausbreitung gewonnen, und während das hier erscheinende Katholische Kirchenblatt sich ohne Unterlaß beschwert, daß die Protestanten in diesem Bestreben vorausgingen, — wovon wir allerdings in Frankfurt nichts bemerkt haben, — können wir aus dem Munde der sämtlichen protestantischen Geistlichen vernehmen, wie sie gewissermaßen in jeder Hütte den Entführungsversuchen von anderer Seite in den Weg treten müssen.“

des Hrn. v. Prokesch-Osten, die bedenkliche Wendung der österreichisch-preuß. Zollverhandlungen, die berufenen Programmartikel der N. Münchener Ztg. — Alles deutet darauf hin, daß wir in Gefahr stehen, wieder in die tiefsten Wirbel jener Unsicherheit und Verwirrung zurückgestoßen zu werden, deren allähmende Kraft just am Jahreswechsel gebrochen schien. Die gesellschaftlichen Einflüsse der offiziellen Vertreter aller gegensätzlichen Systeme und Prinzipien im und beim Bundestage empfinden sich aber in so engen Verhältnissen, wie die unserigen, wenn man auch im größern Publicum ihrer Quellen sich nicht genau bewußt wird. Es liegt ein Reifhauch über Allem, was sich Gesellschaft nennt, und wenn auch die Fenster glänzend in die Nacht hinausleuchten, die Equipagen rollen, die Sitzkereien der Gallauniformen blitzen und zu dem Diamantenschmuck der Damen sogar noch Goldflittern im Haar und an den Roben verstreut sind — die Ceremonien machen kein Gesellschaftsleben. Da hatte nun wohl die Allg. Zeitung Recht, wenn sie die Salons des preuß. Gesandten v. Bismark-Schönhausen als den „Glanzpunkt“ der diesjährigen Saison bekennen mußte. Doch sind sie es nicht nur wegen des Glanzes und eleganten Arrangements, Ueberflusses und feiner Auswahl der Erfrischungen, prächtiger Toiletten und guter Musik. Denn dies Alles ist der Frankfurter Reichtum gewohnt. Weniger gewohnt war man dagegen bisher, Wissenschaft und Kunst als eben so gute Zutrittsberechtigungen in die Kreise der „hohen Gesellschaft“ anzusehen, wie Geld, Ahnen und Rang. Vorderhand stehen in dieser Beziehung die Soiréen im preuß. Gesandtschaftshotel in jenen Kreisen noch ohne Mitbewerbung da. Auch der französische Gesandte hat seinem ersten Auftreten aus gänzlicher gesellschaftlichen Zurückgezogenheit diesen zwar nicht schimmernden, aber wohlthuenenden und belebenden Glanz beizufügen nicht für nöthig erachtet. Unterdessen hat sich aber das Publikum des „Tannhäusers“ bemächtigt, um ein Interesse zu gewinnen. Doch davon ein anderes Mal.

Aus England. Eine geheimnißvolle Erscheinung auf dem europäischen Geldmarkt. Zu einer Zeit, wo in Europa und Amerika allgemeine Besorgniß herrscht, daß der Ueberfluß der neuentdeckten Goldmassen den Werth der edlen Metalle drücken und folglich den Werth anderer Gegenstände heben wird, in einer Zeit, wo nach Schätzung der englischen Geldmänner an fünfzig Millionen Pf. St. neu entdecktes Gold auf den Markt und in die Münzen geworfen sind, nach einem Jahre allgemeinen Friedens und großer Blüthe des Handels auf der ganzen Erde, ist plötzlich eine Erscheinung eingetreten, so widersprechend allen Erfahrungen des Handels und so merkwürdig, daß sie den erfahrensten Bankiers außerordentlich und unerklärlich dünkt. Es zeigt sich plötzlich statt des vorausgesetzten Ueberflusses an Geld ein ungewöhnlicher und drohender Mangel an edlem Metall. Seit dem August vorigen Jahres sind aus der Bank von

England drei und aus der Bank von Frankreich fünf Millionen Pf. St. gezogen und nach verschiedenen Theilen des Auslandes versandt worden, ja außer diesen circa 54 Millionen Thaleru ist noch alles das Gold und Silber aus dem Verkehr verschwunden, welches während derselben Zeit in England und Frankreich eingeführt worden ist. Diese verschwundenen importirten Goldmassen betragen nach der Schätzung erfahrener englischer Geschäftsleute viel mehr, als 10 Millionen Pf. St., über 68 Millionen Thaler. So enthalten die beiden großen Depots der edlen Metalle zu London und Paris jetzt nahe an 20 Millionen Pf. St., 136 Millionen Thaler weniger, als sie besitzen würden, im Fall kein besonderer Abfluß nach andern Theilen der Welt stattgefunden hätte.

Diese bedenkliche Abnahme des baaren Geldes in einer Zeit, wo Alles dazu berechnete, einen Ueberfluß an edlen Metallen auf dem Geldmarkt zu erwarten, bestimmte die Bank von England, ihre Zinsraten von 2 auf 3% zu erhöhen, eine Maßregel, von welcher sie selten und nur in außerordentlichen Fällen Gebrauch macht, und welche entschieden das Symptom einer Geldkrisis ist. Um so auffallender erscheint diese Krisis, weil über diesem ungeheuern Abfluß der edlen Metalle aus England wie aus Frankreich ein Dunkel schwebt, welches auch die größten Autoritäten der Handelswelt — vielleicht eine oder wenige ausgenommen — aufzuklären bisher nicht im Stande waren.

Man hat im Publicum angenommen, daß die gewagten und zum Theil unsinnigen Speculationen des gegenwärtigen Frankreichs den Abzug des Geldes von England nach Frankreich verursacht hätten; gegen diese Annahme aber spricht, daß nicht nur die Baarvorräthe der Bank von Frankreich in noch höherem Maße abgenommen haben, sondern daß in ganz Frankreich der Mangel an Gold und Silber auf den Börsen eben so sichtbar ist, als in England.

Auch die große Ausfuhr englischer Goldmünzen nach Australien, welche allerdings während der letzten sechs bis zwölf Monate etwa 6,500,000 Pfd. St. betragen hat, erklärt diese Abnahme bei weitem nicht vollständig. Diese Ausfuhr gemünzten Goldes nach Australien war nämlich ein vortheilhaftes Geschäft, weil es dort an geprägtem Gold sehr mangelt, während der tägliche Verkehr bei einer massenhaften Einwanderung, die sich in dem Suchen nach Gold über gewaltige Flächenräume vertheilt, große Summen erforderte.

Zimmer aber, wenn man auch alle bekannten und zu taxirenden Abflüsse der edlen Metalle nach Europa und Australien abzieht, bleibt noch eine große Goldmasse, die hier annäherungsweise auf etwa zehn Millionen Pfd. St., 68 Millionen Thlr., angenommen werden soll, übrig, deren Verschwinden vom Geldmarkt das Geheimniß ausmacht.

Diese Masse scheint, wenigstens zum Theil, durch außerordentlich geschickte und verschwiegene Operationen irgendwo gesammelt, da sich in keiner anderen Gegend des Weltmarktes der entsprechende Ueberfluß an edlem Metall gezeigt

hat. Jedenfalls sind diese Operationen mit einer Ruhe und Sicherheit vor sich gegangen, welche auf einen großen Plan schließen läßt.

Es ist an der Londoner Börse bekannt genug, daß viel Gold und Silber in dem letzten Jahre nach dem Osten von Europa gegangen ist, doch hat sich die Summe dieser exportirten Metalle jeder Berechnung entzogen. Und so ist es nur eine Muthmaßung, welche hier aufgestellt wird, daß Rußland in aller Stille eine von den großen Geldoperationen vorgenommen habe, durch welche es bedeutende Kriegsunternehmungen vorzubereiten pflegt. Wenigstens erscheint diese Annahme wahrscheinlicher als eine andere, daß eine ähnliche Operation durch Louis Napoleon veranlaßt worden sei. Es ist kaum anzunehmen, daß eine solche massenhafte Anhäufung edler Metalle von Frankreich aus hätte dirigirt werden können, ohne zur Kenntniß der Börsen zu kommen.

Wenn aber diese Annahme einer so großen Anhäufung edlen Metalls in Rußland sich bestätigen sollte, so haben wir dies Ausziehen der Gold- und Silberbarren aus den Banken von Frankreich und England zu betrachten, wie das Ausfliegen von Sturmvögeln, welche eine große europäische Katastrophe prophezeien. — Ist es das neue Frankreich, oder ist es die Türkei, oder sind es beide, für welche der Schlag vorbereitet wird?

Die Ungewißheit darüber und das Mißtrauen gegen die commerziellen Verhältnisse Frankreichs liegt wie eine Gewitterschwüle über dem Fonds- und Goldmarkt. Doch ist die Thätigkeit der Fabriken und die Energie der Waarengeschäfte dadurch noch nicht wesentlich berührt.

Aber abgesehen von der gegenwärtigen Geldkrisis und ihrer unerklärten Ursache, haben die letzten Monate unsres Geldmarktes einige große und tröstliche Lehren von höchster Wichtigkeit gegeben. In einem unglaublich kurzen Zeitraum haben sich große Massen von Gold auf den europäischen Märkten angehäuft und eben so schnell sind sie wieder davon verschwunden. Das bisher erschienene neue Gold hat weder den Werth des Geldes erniedrigt, noch den anderer Gegenstände erhöht, und noch viel weniger hat es den gebräuchlichen Zinsfuß aus den großen Handelsplätzen in Europa herabgedrückt. Wenn man also in der letzten Zeit in wohlgedachten Büchern und Artikeln Befürchtungen aller Art über die Abnahme des Geldwerthes liest, so möge man dagegen auch nicht übersehen, daß selbst bei ununterbrochenem massenhaftem Goldgewinn noch auf lange Zeit hinaus das Gold die Industrie der Menschen heben und ausdehnen werde, und daß die weite Erde noch einen unglaublich großen Raum für Expansion des Menschengeschlechts hat. Die entfernten Fundorte des Goldes verursachen eine sehr große räumliche Ausdehnung und wieder erhöhten Schwung und gesteigerte Thätigkeit der Menschen. Die vergrößerte räumliche Ausdehnung des Menschengeschlechts sowol, welche in der That eine moderne Völkerwanderung zu werden scheint, als die gesteigerte Energie, welche in dem Kampf um ein neues Leben in neuen

Verhältnissen sich bei jedem Einzelnen entwickelt, führen nothwendig zu weit größerer Production, zu vermehrtem Handel und zu stärkerem Verbrauch, sie werden folglich Geld in immer größerer Masse nöthig machen, und lohnender Zins wird da, wo es mit Nutzen angewendet werden kann, bereitwillig dafür bezahlt werden. So scheint die Gefahr einer Entwerthung der edlen Metalle noch auf lange hinaus nicht vorhanden.

Die englische Regierung scheint nicht die Absicht zu haben, eine Münzstätte in Australien zu errichten. Es giebt im britischen Reich nur eine Münzstätte, die in London, sie steht unter der Leitung erprobter Beamten und eines Münzwardeins (Master of the Mint), der zu dem Personal der höchsten Regierungsbeamten gehört. Es erscheint zweifelhaft, ob eine eben so strenge Controlle auch bei einer Colonie, die bei den Antipoden liegt, stattfinden könnte, der geringste Zweifel aber an der allerstrengsten Controlle würde das Vertrauen zu der ausgeprägten Landesmünze, welches jetzt felsensfest ist, erschüttern. Man wird daher wahrscheinlich keine Münze in Australien errichten, sondern von dort Gold in Barren als Waare versenden und als Zahlungsmittel benutzen.

In den V. Staaten von Nordamerika wird dieselbe Politik verfolgt. Das Gold von Californien wird als Waare nach der Münze von Philadelphia gesandt, denn es darf nur dort ausgeprägt werden, und von der Filialmünze, welche zu San Francisco errichtet werden sollte, ist jetzt Alles still.

Berlin, 1. Februar. — Es ist auffallend, daß das Publicum den diesjährigen Kammerverhandlungen eine viel größere Theilnahme zuwendet, als während der vorigen Session der Fall war. Bei der romanhaften und pikanten Entwicklung der Dinge in Frankreich, die mehr als eine ernste politische Krisis das Interesse der großen Menge zu absorbiren im Stande war, durfte man kaum erwarten, daß unsern innern politischen Kämpfen, je mehr sie sich von den großen allgemeinen Grundsätzen in das Detail entfernten, noch einige Aufmerksamkeit geschenkt werden würde. Und doch haben wir das seltene Schauspiel gehabt, daß bis jetzt bei allen wichtigeren Kammerverhandlungen in dieser Session die Zuhörerräume gefüllt waren. Ich bin nicht sanguinisch genug, auf diese Erscheinung, die doch immer erst seit wenigen Wochen zu Tage getreten ist, besondere Hoffnungen zu bauen; aber ich bin auch nicht blind genug, sie zu ignoriren und schon jetzt die Möglichkeit in Abrede zu stellen, daß wir es hier mit den ersten Symptomen eines Wechsels in der öffentlichen Stimmung zu thun haben könnten. Ich muß ausdrücklich hervorheben, daß die bloße Neugierde, oder die bloße Theilnahme am geistigen Kampf, die sich nach längerer Indolenz naturgemäß wieder regen muß, nicht genügen, die größere Aufmerksamkeit des Publicums zu erklären; denn die Kammer hat bei den letzten Wahlen gerade eine große Anzahl solcher Kräfte eingebüßt, die in der parlamentarischen Debatte glänzten. Wenn

allein eine Fraction — die Linke — auf einmal aus ihren Reihen Redner, wie L. Camphausen, Simson, A. v. Auerswald, Glaessen, Beckerath, von Rönne, Dyhrn, Beseler u. A. verliert, ohne in rhetorischer Beziehung irgend einen Ersatz gewonnen zu haben, so kann ein solcher Verlust auf die Anziehungskraft, welche die parlamentarischen Kämpfe auf das größere Publicum ausüben, nicht ohne Einfluß bleiben. Außer v. Vincke, Wenzel und Niedel sind jetzt in der Linken nur Wenige, die ihren Auseinandersetzungen den gehörigen rednerischen Nachdruck zu geben wissen; und welchen Werth hat die scharfsinnigste Rede für die Tribünen, wenn das Ohr nur mühsam hier und dort ein paar zusammenhangslose Worte erhaschen kann? Ganz trostlos ist die Dürre auf der rechten Seite des Hauses; hier sind die Abg. v. Gerlach und v. Kleist-Regow nicht nur die besten Redner, sondern auch die geistreichsten Männer; hier müssen wir jetzt täglich mit kläglichen Debüts rhetorischer und schriftstellerischer Schülerarbeiten vorlieb nehmen. Der Mangel an Referenten ist unter der Majorität so fühlbar, daß sie einige Referate Personen übertragen hat, die offenbar der deutschen Sprache nicht mächtig sind und durch ihre seltsamen Constructions zu mannichfachen Mißverständnissen Veranlassung geben. In den gouvemenmentalischen Gefühlsorgüßen, die wir von der Tribüne zu hören bekommen, herrscht eine wahrhaft schreckenerregende Gedankenarmuth, die um so lächerlicher und widerlicher wird, je größer das junkerliche Selbstgefühl ist, mit dem sie zur Schau gestellt wird. So hörten wir neulich einen Herrn v. Byern eine Unzahl thörichter und trivialer Dinge mit einer Suffisance sagen, die einem Hasenclever ein köstliches Motiv für ein sehr ergötzliches Genrebild gewährt haben würde; und heute sagte ein junger Mann, ein Landrath v. Grävenitz, eine Rede auf, die nach einer regelrechten Disposition ausgearbeitet und mit den solennen Uebergangsslokeln und gangbarsten Redewendungen so vollständig verziert war, daß sie in usum delphini edirt oder in die nächste patriotisch purificirte Ausgabe von „Wilmsen's Kinderfreund“ aufgenommen zu werden verdiente. Wenn trotz alledem das Publicum geduldig bei den Verhandlungen ausharrt, so bleibt nur die Vermuthung übrig, daß auch die bisher indolenten Gemüther eine Ahnung von der Bedeutung des politischen Kampfes überkommt, der jetzt seinem traurigen Ende zu nahen scheint. Es ist sehr möglich, daß auch solchen Personen, die in der Fluth der Reaction, so lange sie ihnen nur die Füße umspülte, ganz vergnügt plätscherten, jetzt bange wird, wo die Wogen über ihren Schultern zusammen zu schlagen drohen.

Vor gefüllten Tribünen hat die zweite Kammer am Sonnabend die Debatte über den Gesekentwurf, der die Communalgesekgebung des Jahres 1850 beseitigen soll, eröffnet und heute fortgesetzt. Die rechte Seite, nicht zufrieden damit, daß jene Gesetze innerhalb zweijähriger Frist in dem größten Theile des Landes noch nicht ausgeführt sind, und daß zahlreiche neue Entwürfe sie demnächst auch

rechtlich beseitigen sollen, kann die Zeit nicht mehr erwarten und will schon vor Feststellung des neuen Gesetzes dem bereits zu Tode gehegten Gegner fallstaffartig, wie Herr v. Bethmann-Hollweg richtig bemerkte, einen letzten Gnadenstoß beibringen. Sie will sich die absonderliche Freude nicht versagen, die „revolutionairen“ Gesetze von 1850 in einem besondern feierlichen Autodafé zu verbrennen, damit sie nicht klanglos, sondern unter dem Hohngelächter der Sieger zu den Todten entweichen; und Herr v. Gerlach hat schon erklärt, daß er, obschon sonst kein Freund politischer Gedenktage, diesen Tag der Freude einer Erinnerungsfeier für werth erachten würde. Solcher Stimmung gegenüber war es vergebens, daß v. Vincke, Graf v. d. Goltz und Riedel mit aller Kraft der Beredsamkeit auf die heillosen Folgen des Unterfangens hinwiesen, eine rechtskräftige Gesetzgebung vor Feststellung des Neuen mit einem Schlage zu beseitigen: die rechte Seite wollte ihr Opfer haben. Durch eine Majorität von 13 Stimmen wurde der Antrag, die Beseitigung der Gesetzgebung von 1850 bis zur Feststellung der neuen Entwürfe auszusetzen, abgelehnt.

Die Majorität wurde durch die Polen verstärkt, welche den jetzt im Ministerium maßgebenden Tendenzen, die provinziellen Gegensätze zu schärfen, mit unverhohlener Freude zuschauen, weil sie von ihnen die Förderung eines polnischen Sonderlebens im Großherzogthum Posen erwarten. Graf Cieskowski hatte diese Ansichten offen ausgesprochen, in einer Weise, die unserer Meinung nach geeignet war, jeden Preußen gegen die Beseitigung der Gesetze von 1850 bedenklich zu machen. In der That wies Graf v. d. Goltz, mit Bezugnahme auf jene Rede, auf die Gefahren hin, die aus einer Förderung des provinziellen Particularismus z. B. in der Provinz Posen hervorgehen könnten; aber der Herr Minister des Innern schüttelte diese bedeutende Hinweisung kurzweg durch die nicht sehr trostreiche Bemerkung ab, daß die Provinziallandtage schon seit 12 Jahren reactivirt wären, ohne die Provinz Posen zum Aufruhr verleitet zu haben. Das war nun freilich die Meinung des Grafen Goltz nicht, daß unmittelbar nach der ständischen Reactivirung Mord und Todschlag eintreten müßten.

Die Minorität bestand aus den Fractionen Helgoland und Bethmann-Hollweg, und dem größern Theil der katholischen Fraction. Zu ihnen hatten sich mehrere Mitglieder der Rechten gesellt, wie die Abg. Asch, Blömer, Breithaupt, v. Bonin (Wolmirstädt), Burdach (Mitglied der Fraction Keller-Nöldchen), Gellern, Geras, Holzapsel, Jacobs, Noht, v. Richthofen und — Ryno Duehl. Daß dieser Name bei dieser Angelegenheit auf der Stimmliste der Opposition erscheint, giebt zu sehr interessanten Betrachtungen Veranlassung. Sie bleiben indes besser ungedruckt.

Nachdem so die Debatte über die einzelnen Paragraphen der Regierungsvorlage eröffnet ist, bricht in der Kammer ein wahres *sauve qui peut* ein. Jeder sucht von der Gesetzgebung v. 1850 durch Amendements zu retten, und

für sich in Sicherheit zu bringen, was nur gerettet werden kann; die Rheinländer wollen sie ganz für ihre Provinz behalten; desgleichen die Westphalen; desgleichen ein kleines Häuflein todesmuthiger Sachsen. Die Fraction Helgoland will die Gemeindeordnung wenigstens für die Städte der östlichen Provinzen erhalten wissen. Selbst in dem conservativen Lager zeigen sich Spuren einer bedenklichen Meuterei. Während Herr v. Westphalen jede Provinz mit einer besondern Landgemeindeordnung bedacht hat, kommt ein sehr conservativer Schriftsteller, der Freiherr von Haythausen, der sich schon seit Decennien mit dem Communalwesen beschäftigt hat, und findet, daß eine besondere Landgemeindeordnung für Westphalen nicht genüge; diese Provinz müßte wenigstens zwei haben, wenn den realen Verhältnissen Rechnung getragen werden solle. Erwägen Sie nun noch die besondere Stellung der Polen, so werden Sie die Ueberzeugung gewinnen, daß schon jetzt das System der „provinziellen Gliederung“ seinen reichsten Segen über uns ausgießt. Es ist eine Saat von Drachenzähnen, die durch die Tendenz, „Eigenthümlichkeiten zu pflegen,“ ausgestreut wird: Provinz steht auf gegen Provinz, um ohne Rücksicht auf das Gemeinwohl für sich so viel zu erhaschen, als möglich ist, und auch damit hat die Zwietracht noch kein Ende. Der Kampf für große politische Zwecke löst sich in ein kleinliches Intriguenspiel auf, in welchem Jeder seinen beschränkten Vortheil sucht, ohne sich um den andern zu kümmern. Denn es fehlt viel, daß die Abgeordneten der Provinzen, welche die Gesetzgebung v. 1830 beizubehalten wünschen, sich gegenseitig unterstützen, es stimmen vielmehr Rheinländer gegen Westphalen, und umgekehrt, in der Meinung, daß die Regierung die Gemeindeordnung eher einer als mehreren Provinzen zu belassen geneigt sein wird. Auch hier zeigt sich, daß die Rheinländer im Allgemeinen weit von der politischen Einsicht und der Selbstverleugnung entfernt sind, welche die ostpreussischen Deputirten auf dem Vereinigten Landtage auszeichnete. Diese mochten den Vortheil ihrer lange vernachlässigten Provinz nicht durch die Bewilligung einer zum Bau der Ostbahn bestimmten Anleihe erkaufen, und so den großen Rechtsfah umstoßen, daß nur Reichsstände zur Bewilligung von Anleihen befugt wären. Jetzt, wo es sich um die Aufrechterhaltung einer gemeinsamen Communalgesetzgebung handelt, giebt ein liberales Organ, die Kölnische Zeitung, schon vor dem Tage der Schlacht den Seinigen die Anweisung, statt an den gemeinsamen Kampf bei Zeiten an sich selbst zu denken, die östlichen Provinzen allein für sich sorgen zu lassen, und der Rheinprovinz die Gemeindeordnung zu retten. Wie sehr diese Taktik die liberalen Abgeordneten der östlichen Provinzen, deren Kampf gegen die ritterschaftlichen Tendenzen ohnehin viel schwieriger ist, verstimmen muß, brauche ich kaum zu bemerken; sie erblicken darin eine Aufkündigung der alten politischen Waffenbrüderschaft, die beklagenswerthe Neigung, durch einen neuen Basler Frieden sich selbst zu sichern und die frühern Freunde im Osten ihren ritterschaft-

lichen Bedrängern zu überlassen. Es regt sich der launenhafte Wunsch, dieses Spiel zu durchkreuzen, den Rheinländern zu zeigen, daß sie ohne den Succurs der liberalen Abgeordneten aus dem Osten ebenfalls ohnmächtig sind, und es wird nicht leicht sein, dem Umsichgreifen der Pest des Particularismus und Egoismus zu wehren, und den launenhaften Unmuth durch die vernünftigen Grundsätze einer weiter schauenden Politik zu besänftigen.

— **7. Februar.** Die ersten Paragraphen des Gesetzentwurfs, welcher die Aufhebung der Gesetzgebung von 1830 ausspricht, sind von der zweiten Kammer angenommen. Doch ist die Wiederherstellung der alten Einrichtungen nur so weit gestattet, als sie der Verfassung nicht widersprechen. Dieses Amendement wurde gegen den Willen der Minister mit einer Majorität von 4 Stimmen in den Gesetzentwurf aufgenommen. Seine Bedeutung würde dann, wenn das Ministerium überhaupt die Verfassung ihrem Geiste nach zu handhaben gewohnt wäre, so weitgreifend sein, daß es die Wiederherstellung der alten Zustände überhaupt unmöglich machen, d. h. daß es den ganzen Gesetzentwurf, der jetzt berathen wird, zerstören würde. Denn die alte ländliche Communalverfassung ist verfassungswidrig, da sie die Polizeigewalt gewissen privilegierten Personen, den Besitzern gewisser privilegirter Grundstücke überträgt, da sie ferner Erb- und Lehnschulzen kennt u. s. f. Die Zusammensetzung der früheren Kreis- und Landtage, mit den Virilstimmen bevorrechteter Klassen und Individuen, ist ebenfalls mit der Verfassung unvereinbar. Ja selbst ohne alle Rücksicht auf die Zusammensetzung ist die Existenz von Landtagen mit der Berechtigung, vor dem Erlasse gewisser Gesetze mit einem Gutachten gehört zu werden, insofern nicht verfassungsmäßig, als sie in die Gesetzgebung einen neuen Factor einführt, den die Verfassung nicht kennt. Indes pflegt sich das jetzige Ministerium an dergleichen Bedenken nicht zu stoßen, und deshalb sind bei uns gerade die weitgreifendsten Beschlüsse auch die unfruchtbarsten. Bemerkenswerth ist es, daß die Polen sich der Abstimmung über dieses Amendement enthielten.

Der Kampf um die Gesetze von 1830 ist übrigens von der Linken mit seltener Kraft und Ausdauer geführt worden. Um dem Einbruch der zersezenden Principien, die vor 1806 maßgebend waren, sich entgegen zu stemmen, erhob sich die Opposition mit außergewöhnlichem Nachdruck, und selbst milde Naturen, wie Niedel, sprachen mit wahren Feuereifer, oft mit schneidender Schärfe die bittersten Wahrheiten aus. Vincke nahm zweimal zu ausführlicher Rede das Wort; seine zweite, die mit einer glänzenden Apostrophe zu Gunsten der Provinz Westphalen schloß, hatte eine demosthenische Kraft und gehört zu den hervorragendsten Mustern politischer Beredsamkeit. Außer ihm hat Wenzel mit der ihm eignen Klarheit und Präcision des Ausdrucks die Bedeutung des vorliegenden Gesetzentwurfs in seinem Verhältniß zur Verfassung sehr nachdrücklich auseinandergesetzt

und diese sehr wichtige Frage in ihrer ganzen Tiefe erschöpft. Nicht minder wirkungsvoll war Auerwald's Rede; er zeichnete zunächst, nach einer vortrefflichen Kritik der Gem.-Ordn. von 1850, die Art und Weise, wie sie zum Vortheil des Landes hätte ausgeführt werden müssen, ging dann auf die Zustände der Rheinprovinz über, schilderte den raschen Wechsel der Gesetzgebung, dem diese Provinz unterlegen hätte, wie hier das Communalwesen 1845 neu geordnet, dann 1850 wieder umgestaltet wäre, und schloß mit der Erklärung, daß er nach diesen Vorgängen eine abermalige Beseitigung der jetzt seit 3 Jahren in Kraft stehenden Gemeindeordnung, für eine durchaus subversive Maßregel, für eine wahre Landescalamität halten müsse. Unter den anderen Rednern verdienen namentlich Niedel, v. Patow und Graf v. d. Holz ausgezeichnet zu werden; der letztere führte sich durch einen glänzenden und geistreichen Vortrag in die parlamentarische Debatte ein.

Morgen wird es sich entscheiden, ob die Gem.-Ordn. v. 1850 wenigstens für einzelne Landestheile zu retten sein wird. Ich glaube nicht, daß selbst für die Rheinprovinz Aussicht vorhanden ist, obgleich einige Mitglieder der Rechten, selbst solche, die nicht den westlichen Provinzen angehören, durch den übereinstimmenden Wunsch der Rheinländer, durch die zahllosen aus jener Provinz eingelaufenen Petitionen zu der Ueberzeugung geführt sind, daß es nicht rathsam sei, den Rheinländern ein ihnen werthtes Gesetz zu rauben. Es ist überhaupt eine bemerkenswerthe Thatsache, daß, wo das Gesetz wirklich eingeführt ist, die Betheiligten es zu behalten wünschen. Auf dem platten Lande der östlichen Provinzen ist es nur in zwei Kreisen, Stallupönen und Zeitz, die unter der Leitung liberaler Landräthe standen (Samradt und Jacobi v. Wangelin), rasch und ohne Widerstreben der Einsassen durchgeführt. Herr v. Gerlach versicherte freischweg, daß hier die Beseitigung des Gesetzes heiß ersehnt werde, und gab dadurch dem auch in dieser Session anwesenden Abg. Samradt Veranlassung zu der sehr bestimmten Entgegnung, daß ihm aus dem seiner Leitung anvertrauten Kreise dergleichen Wünsche nicht bekannt geworden wären. Angesichts solcher Thatsachen und gegenüber den ritterschaftlichen Theorien konnte der Abg. Niedel, nachdem er die wirkliche Sachlage resumirt, mit vollem Recht die Frage aufwerfen, welche Seite des Hauses denn auf Grund praktischer Erfahrungen, und welche auf Grund fahler Principien kämpfe.

Ein unheilswangres Ereigniß der letzten Woche kann ich unmöglich mit Stillschweigen übergehen. Der Abg. Aldenhoven, jetzt Mitglied der katholischen Fraktion, ließ sich in seinem Unmuth zu leidenschaftlichen Aeußerungen fortreißen, die gegen die parlamentarische Ordnung sehr verstießen und auf beiden Seiten des Hauses mit gleich starkem Mißfallen aufgenommen wurden. Aus einer Aeußerung des Ministerpräsidenten geht hervor, daß das Ministerium in diesem Vorfall eine geeignete Veranlassung erblickt, durch einen Gesetzentwurf die Rede-

freiheit in der Kammer etwa auf ähnliche Weise zu reguliren, wie es mit der Preßfreiheit durch das Preßgesetz geschehen ist. Es ist sehr begreiflich, daß das Ministerium, nachdem es die Angriffe der Presse zum Schweigen gebracht hat, die Freiheit auf der Tribüne um so verdrießlicher empfindet und jeden geeigneten Anlaß mit Begierde ergreift, um dem Preßgesetz die erwünschte Ergänzung zu geben, und dafür zu sorgen, daß da, wo der Ministertisch steht, überhaupt „spitze Worte“ nicht mehr fliegen dürfen. Vermuthungen über den möglichen Inhalt eines solchen Gesetzentwurfs aufzustellen, ist natürlich nicht angemessen; doch wird er unzweifelhaft einen neuen Beleg dafür liefern, daß auch in Bezug auf die parlamentarische Redefreiheit nach der Meinung des Ministeriums für Preußen ein ganz „eigenthümlicher“ Entwicklungsgang vonnöthen ist.

Die Türkei und Montenegro. — Seit einigen Wochen haben die Operationen Omer-Pascha's gegen Montenegro begonnen, und so viel man aus den nicht immer klaren und übereinstimmenden Berichten, die uns durch die österreichischen Zeitungen zukommen, entnehmen kann, ist die militairische Lage des tapferen Volkes von Czernagora eine bereits ziemlich bedrängte geworden. Der Sersaskier hatte von verschiedenen Seiten her seine Colonnen gegen die kleine Berglandschaft in Marsch gesetzt. Das Gebiet von Montenegro, etwa 80 bis 100 □ Meilen groß, schiebt sich von der dalmatischen Küste aus wie ein Keil zwischen die beiden türkischen Provinzen Bosnien und Albanien. Nach der kacken Provocation, die der Fürst Danilo durch den Ueberfall von Zabljak der Pforte hinwarf, wurden sofort in beiden Provinzen umfassende Rüstungen in's Werk gesetzt und neben den regulären Truppen ein zahlreiches irreguläres Aufgebot unter die Waffen gerufen. Verstärkungen aus Macedonien und Rumelien strömten Omer-Pascha zu, und ein in Constantinopel ausgerüstetes Geschwader setzte die albanesische Küste in Blockadezustand. Der Sersaskier näherte sich mit der türkischen Hauptmacht der Südgrenze der schwarzen Berge, während die bosnischen Pascha's ihre Streitkräfte in der Montenegro nördlich begrenzenden Herzegowina concentrirten. Verschiedene Vorgesechte, welche die Montenegriner, namentlich mit Osman-Pascha von Skutari, hatten, fielen, wenn man selbst die Uebertreibungen der sehr parteiisch für sie gestimmten österreichischen Blätter abzieht, augenscheinlich zu ihren Gunsten aus. Omer-Pascha's Operationsplan besteht darin, gleichzeitig auf fünf Punkten Montenegro anzugreifen. Während Osman-Pascha von Skutari aus die Straße bedroht, welche nach Cetinje, der Residenz des Wladika führt, und der Oberfeldherr selbst etwas weiter östlich von Spusz und Podgorizza aus, wo das türkische Gebiet einen schmalen und tiefen Einschnitt längs dem Flusse Moradscha in das montenegrinische macht, mit dem Hauptcorps vordringt, operiren Reis-Pascha vom Norden gegen Grahowo, einen Bezirk der Herzegowina, der sich für die Montenegriner erklärt hatte, und ein viertes türkisches Corps

sucht auf der östlichen Seite der Nordgrenze die Bergpässe zu forciren, um sich mit dem Seraskier in Verbindung zu setzen. Ein fünftes, kleineres Corps unter dem Bei v. Antivari endlich manövriert von der Küste aus gegen die Westgrenze der Czernagora, wol mehr um den Feind zur Zerspaltung seiner Kräfte zu zwingen, als in der Absicht eines ernstlichen Angriffes. Die sämtlichen türkischen Streitkräfte dürften ohne Uebertreibung auf mehr, als 40,000 Mann (zur Hälfte etwa reguläre Truppen) geschätzt werden, von denen 16 bis 18,000 vom Norden, über 20,000 unter Dmer- und Osman-Pascha vom Süden, 4000 etwa von Antivari aus operiren. Schwerlich dürfte die Gesamtmacht, die Montenegro aufbringen kann, 12 bis 15,000 Mann übersteigen, die allerdings durch die Dertlichkeit ausnehmend begünstigt und, obwohl ohne reguläre Disciplin und Taktik, durch hohen natürlichen Muth und das Bewußtsein, für Haus, Heerd und Existenz zu sechten, angefeuert werden.

Eine Reihe zum Theil, wie es scheint, sehr blutiger Vorgefichte haben den Türken starke Verluste beigebracht; demungeachtet haben die Montenegriner sehr wichtige Positionen eingebüßt. Grahowo ist nach verzweifelmtem Widerstande des Wojwoden Wujatic, der selbst gefangen wurde, durch die Uebermacht der türkischen Artillerie gefallen und, was das Gefährlichste für die Montenegriner ist, Dmer-Pascha ist von Spusz aus in das Thal der Zeta, eines kleinen Nebenflusses der Moradscha, eingedrungen und scheint sich mit dem vom Norden her angreifenden Corps, das von den Quellen der Zeta aus flußabwärts operirt, bereits so weit in Verbindung gesetzt zu haben, um die östliche Hälfte Montenegros, dessen Gebiet hier an seiner schmalsten Stelle von der Zeta durchschnitten wird, von dem westlichen Theil, in welchem die Hauptstadt Cetinje liegt, abzuschneiden. Schon wird gemeldet, daß die vier östlichen Nahien (Bezirke), die weniger zuverlässig der montenegrinischen Sache anhängen, sich dem Seraskier unterworfen hätten, und die letzten Nachrichten wollen sogar wissen, daß Dmer-Pascha bis nahe vor Cetinje vorgedrungen sei und dem Fürsten Danilo für seine Unterwerfung eine Bedenkzeit von wenigen Tagen (bis zum 31. Januar) gestellt hätte. Bei den unvermutheten Zwischenfällen eines Gebirgskrieges und der verwegenen Tapferkeit der Montenegriner kann indeß ein plötzlicher Unfall den nahen Sieg des türkischen Feldherrn vereiteln.

Der Feldzug der Türken gegen die Czernagora scheint indeß politische Eventualitäten heraufzubeschwören, die weit über die Wichtigkeit der dortigen lokalen Vorgänge hinausragen. Oestreich zieht in den Grenzprovinzen bedeutende Streitkräfte zusammen, und hat in der Person des Grafen v. Leiningen einen Unterhändler nach Constantinopel geschickt, mit, wie es heißt, ziemlich gebieterischen Forderungen an den Divan, theils einer Einstellung des Angriffes gegen Montenegro, theils seiner übrigen Beschwerden wegen in Betreff der Verfolgung der Christen in Bosnien und Albanien, und der Plackereien gegen österreichische Unterthanen

in der Türkei Die Haltung der beiden nordischen Kaiserhöfe gegen die Pforte ist seit einiger Zeit eine so zweideutige, daß man den Argwohn kaum zurückdrängen kann, das barische Auftreten Oesterreichs, das übrigens gänzlich seiner früher so lange befolgten Politik widerspricht, verberge weitergehende Projecte, die eine sehr beschleunigte Lösung der orientalischen Frage herbeiführen könnten. Die Dinge in Constantinopel sind in der That geeignet, falls die Cabinette von Wien und St. Petersburg eine Catastrophe bewirken wollen, das Vorhaben zu begünstigen. Der Sultan ist in den Händen der alttürkischen Partei, die mit jedem Tage ihre Reaction gegen die Reformpolitik des gestürzten Großveziers Reschid Pascha steigert, und die Leidenschaften derselben stehen den österreichischen Forderungen so sehr entgegen, daß der Divan möglicherweise zwischen die furchtbare Alternative eines Krieges gegen seine übermächtigen Nachbarn und eines schrecklichen Ausbruchs des Fanatismus daheim gestellt wird. Hierzu kommen die tief verwickelten Finanzverhältnisse des Reichs und die ziemlich gespannte Stellung der Pforte zu den westlichen Großmächten, in Folge der unglücklichen Anleihegeschichte und, was speciell Frankreich betrifft, der noch immer ungelösten Frage über die Protection der heiligen Orte. Der Angriff gegen Montenegro, der mit aus gegenseitiger Erbitterung, fanatischem Religionshaß und Zuchtlosigkeit der türkischen Soldateska hervorgehenden Grausamkeiten gegen die Christen und Zerstörung der Heiligthümer ihres Glaubens verbunden ist, findet gleichfalls in der öffentlichen Meinung Englands und Frankreichs eine starke Mißbilligung, und selbst die englische Presse, die sonst stets die Partei der Pforte gegen Rußland und Oesterreich zu nehmen pflegt, spricht sich diesmal fast feindselig gegen die erstere aus. Ist es demnach auch noch keineswegs gewiß, daß wir am Vorabend entscheidender Ereignisse im Orient stehen, so darf man sich doch nicht verhehlen, daß die Möglichkeit dafür sehr nahe liegt.

Der Verfassungskampf in Spanien. Alles Interesse concentrirt sich gegenwärtig in Spanien auf die nahe bevorstehenden Wahlen, aus denen allerdings verhängnißvolle Entscheidungen für das Land hervorgehn dürften. Das Ministerium arbeitet mit einer Anstrengung an seinem Erfolg, die mit den Mitteln dazu eben nicht gewissenhaft verfährt. Die Wahlcomité's der Opposition sind, wie wir bereits berichteten, durch eine chicanöse Auslegung des Assoziationsgesetzes zur Auflösung gezwungen worden, und die *Preßrazzia's*, denen täglich der größere Theil der unabhängigen Zeitungen Madrid's zum Opfer fällt, dauern unausgesetzt fort. In den Provinzen wird, wie man nach dem Verfahren in der Hauptstadt schließen kann, sicherlich in einer Weise gemäßigelt, die noch weit über jenes hinausgeht. Es liegt daher nicht außerhalb der Wahrscheinlichkeit, daß das Ministerium über die vereinigte moderirt-progessivistische Opposition trium-

phirt, und das fortwährende Steigen der Fonds an der Madrider Börse beweist, daß die Speculanten an ein derartiges Resultat glauben.

Etwas Anderes ist es freilich, ob eine Mehrheit, welche die Amtsführung der Herren Roncali, Florente, Benavides u. s. w. begünstigt, die denselben vom vorigen Cabinet überkommenen Revisionspläne auszuführen geneigt sein dürfte. Bis jetzt hat sich die Regierung noch nicht darüber ausgesprochen, was sie davon zu adoptiren, was aufzugeben entschlossen sei. Augenscheinlich will sie erst das Ergebnis der Wahlen abwarten, um danach den Umfang ihrer Revisionsforderungen zu bemessen. Sehr viel wird es bei der Entscheidung darüber, falls die strikte Oppositionspartei die Mehrheit nicht gewinnt, auf das Verhalten und die Stärke jener Mittelfraction der Moderados ankommen, die unter Sartorius, Grafen v. San Luis, von dem moderirten Wahlcomité zurücktrat, und zu der auch Martinez de la Rosa gerechnet werden muß. Der Letztere, der seinen Posten als Vicepräsident des königlichen Rathes, den er in den letzten Tagen der Verwaltung Murillo's niederlegte, von dem gegenwärtigen Cabinet wieder erhalten und angenommen hat, hielt vor kurzem in seinem Madrider Wahlbezirk vor einer Versammlung von Wählern eine Rede, in der er sein treues Beharren an der Constitution, seinen unbefugten Widerstand gegen den Absolutismus versicherte und außerdem erklärte, keinerlei Verpflichtungen gegen das Ministerium eingegangen zu sein. Gleichwol brachte auch er die Phrase aus dem Circular Florente's vor, „man müsse den Glanz des Thrones erhöhen, ohne die nationalen Freiheiten herabzudrücken,“ eine Formel, unter der sich entweder Nichts, oder bedenkliche Angriffe auf die Verfassung verbergen. Die Versammlung nahm ihn mit Aclamations zu ihrem Candidaten an (er hat den Bezirk schon in den drei letzten Legislaturen vertreten), die progressivistische Presse indeß greift die Unklarheit seiner Rede scharf an, und fügt hinzu, er werde sicherlich die Stimmen ihrer Parteigenossen nicht erhalten. Man kann bei alledem nicht annehmen, daß Männer wie Martinez de la Rosa und Sartorius sich an Attentaten gegen die Constitution betheiligen werden, die ihr jüngstes Verhalten völlig Lügen strafen würden.

Narvaez hat dem ungnädigen Befehl Isabella's, nach Wien zu gehen, den Vorwand entgegengesetzt, daß seine Gesundheit vorläufig die Reise nicht gestatte, und ist auf seinem Beobachtungsposten bei Bayonne geblieben. Der Telegraph brachte die kaum glaublich klingende Nachricht, die Königin habe ihren Befehl erneuert mit der Drohung, im fortgesetzten Weigerungsfalle den Herzog von Valencia als „Rebellen“ zu betrachten. Directe Nachrichten aus Madrid vom Datum der telegraphischen Depesche haben nichts Näheres hierüber gebracht, weshalb es erlaubt ist, einen Act zu bezweifeln, für den man, als ausgegangen von einer Souverainin gegen einen Untertban, dem sie die Erhaltung ihrer Krone verdankt, schwer einen passenden Namen finden dürfte.

Pariser Briefe. 4. — Die neue Kaiserin ist mit ihrem Gemahl von St. Cloud hereingekommen, und während der Kaiser seinen Ministern vorsah, zeigte sich die zweite Josephine auf den Boulevards. Die Pariser, die nicht aufhören, die Büste des Grafen Newkirk vor einigen Auslegekasten zu umstehen und zu beschauen, zeigten dem schönen Originale gegenüber viel weniger Neugierde. Kaum wurde hie und da ein Hut gerückt. Kein Ruf war zu vernehmen, und Alles beweist, daß der üble Eindruck, den die Heirath bei den höheren Klassen hervorgerufen, auch von den Arbeitern und Kleinbürgern getheilt werde. Für den Augenblick unterliegt diese merkwürdige Thatsache keinem Zweifel mehr, sie ist augenfällig, obgleich es nicht leicht ist, sie zu erklären. Was man der Spanierin vorwirft, ist in allen Klassen dasselbe: wenn sie schon keine Prinzessin ist, so sollte sie doch wenigstens eine Französin sein. Ein Kutscher des Hofes sagte seinem ehemaligen Herrn ganz traurig: „Wir hatten wenigstens gehofft, eine Prinzessin zu fahren.“ In meinen Augen hat diese Erscheinung nur die Bedeutung, daß eben die Zeit der Opposition wieder gekommen, und daß man der Kaiserin entgelten läßt, was man den Kaiser fühlen lassen möchte. Für den Anfang wäre jede andere Heirath eben so aufgenommen worden. Einer Prinzessin hätte man Marie Antoniette und Marie Louise vorgeworfen, eine Französin hätte den Meid und die Eifersucht aller verschmähten heirathsfähigen Töchter des Adels erregt, und der Erfolg wäre wahrscheinlich derselbe gewesen. Die Kaiserin, welche tief gekränkt ist über die Aufnahme, die sie beim Publikum gefunden, sollte sich vielmehr Glück zu diesem Debüt wünschen, denn wenn sie so viel Tact hat als sie Geist besitzen soll, wird es ihr nicht schwer fallen, die Stimmung für sich zu mildern. Was ich über diese so interessant gewordene Persönlichkeit erfahren habe, läßt vermuthen, daß sie keine geringe, wenn auch vielleicht keine allzulange Rolle in der neuesten Geschichte Frankreichs spielen werde. Sie hat schon sehr glücklich begonnen, denn ihr kaiserlicher Gemahl ist sehr verliebt und strahlt vor Freude. Er vergißt darüber die politischen Schwierigkeiten des Augenblicks, er übersieht das Schmolten Oestreichs, er ignorirt die finstere Miene Rußlands, die endliche Zolleinigung Preußens und Oestreichs läßt ihn unberührt, er lebt seinem nicht gehofften Glücke. Wenn dem Zeugnisse seiner Intimen zu trauen ist, sind die Erwartungen Louis Napoleon's von der Wirklichkeit übertroffen worden, und hätte dieser den Beweis, daß die emsige Verläumdung der sogenannten guten Gesellschaft ohne jeden Grund gewesen. Er hat das Bewußtsein — und das ist doch Alles — nicht überall in Frankreich Napoleon der Dritte zu sein.

Ich habe sehr interessante Mittheilungen über den Charakter der Kaiserin Eugenie. Diese sind aufrichtig gemeint, die Person, von der ich sie erhalten, ist in der Lage, gut zu urtheilen, und ich habe keinen Grund, irgendwie an deren innerer Genauigkeit zu zweifeln. Die Gräfin von Theba soll ein unabhängiges

leicht erregbares, gutmüthiges Naturel haben. Sie ist nicht blos an Jahren jung, sie ist es auch innerlich, liebt das Vergnügen, ist ihren Freunden ergeben und betet ihr Vaterland an. Sie ist Enthusiastin für eine gefasste Idee und hält mit Ausdauer daran fest. Sie handelt, wenn einmal entschlossen, mit Feuer und in naiver Rücksichtslosigkeit auf das Urtheil ihrer Umgebung. Sie hat alle Eigenschaften, die man in einer so hohen Stellung voraussetzt; sie ist uneigennützig, einfach und bescheiden, hält viel auf ihre Würde. Sie ist nicht frei von Excentricitäten, aber sie ist gut und bei näherer Bekanntschaft gewinnend. Dabei ziemlich aufwallend und nicht immer ohne energische Ausbrüche ihres südlichen Temperaments. In Spanien hat sie im Allgemeinen ein gutes Andenken zurückgelassen, man liebt ihren romantischen Charakter. Sie hat sich durch allerlei Züge vortheilhaft bekannt gemacht. So beschämte sie eines Tages eine ganze Schaar junger Männer, welche unthätig zusahen, wie zwei Pferde mit einem Wagen, in welchem Frauen saßen, durchrannten, indem sie ihrem Pferde die Sporen gab, der Kalesche voreilte, vom Sattel sprang und die erschreckten Pferde zum Stehen brachte.

Ich muß bemerken, daß diese Details aus dem Munde eines heftigen Gegners der gegenwärtigen Regierung kommen und daher nicht höfische Schmeichelei eines Betheiligten sind. Sie begreifen, daß mit solchen Eigenschaften auf ein Volk, wie das französische, leicht guter Eindruck erzielt werden kann, wenn sich nur auch eine gute Gelegenheit findet. Bisher ist die junge Kaiserin noch unter dem Einflusse dessen, was über sie ausgesprengt wird, Niemand kennt sie, und man ist nach den früheren Verbindungen der allerhöchsten Coterie allerdings berechtigt, Manches zu glauben, was man sonst schon aus Zartgefühl für das weibliche Geschlecht von vornherein zurückweisen möchte. Ihre äußerliche Erscheinung ist sehr einnehmend. Eine schöne üppige Gestalt von würdiger Haltung, geschaffen für majestätische Bewegungen, während das Gesicht eher einen gutmüthigen, geistreichen weiblichen Charakter verräth, als jene männliche Entschlossenheit, die man ihr zumuthet. Nur die dunklen Brauen über den dunkelblauen Augen deuten etwas Energie an. Ihre Stirn ist weiß, glatt und von angenehmer Form. Die Nase schön gebaut, aber ohne große Bedeutung. Der Mund nicht zu klein, um schöne weiße Zähne häufig sehen zu lassen. Die Lippen reizend, aber nicht sinnlich. Wangen und Kinn rund, voll, aber von vieler Feinheit. Das schöne, etwas in's Röthliche spielende, blonde Haar erhöht die Schönheit der einzelnen Züge und giebt dem Gesichte eine anmuthige, aber seltsame Fassung. Gutmüthige, naive Heiterkeit mag wol die Stimmung sein, die am häufigsten über dieses schöne Antlitz gefahren sein möchte, ehe eine Krone auf diesem Köpfschen lag, das eher gemacht schien, von Blumen bekränzt zu sein. Die kleine Hand und der kleine Fuß sind Vorzüge, welche bei einer Spanierin nicht erst erwähnt werden müssen, das sind Schönheiten, welche in den Signalements der spanischen Polizei stets gedruckt stehen mögen.

Wenn also der Kaiser wirklich im Ernste sprach, als er Frankreich versicherte, daß er seine Heirath bloß als Privatangelegenheit betrachte, muß zugegeben werden, daß er allerdings kein schlechtes Privatgeschäft gemacht habe. Der heftige und thatenliebende Charakter seiner Gemahlin kann ihm nicht unangenehm sein, denn er ist nicht der Mann, der auf diesem Wege leicht zu bestegen ist. Ihre Liebenswürdigkeit und freimüthige Mittheilbarkeit aber muß von großem Werthe für ihn sein und ein Trost für das traurige Bewußtsein, das er mit sich herumtragen mag. Ein wahrer Freund oder eine ganz aufrichtige Freundin muß für Louis Napoleon, der vielleicht mit Recht so wenig Gewicht auf die Freundschaft legt, die er bisher eingelöst oder zu erfahren Gelegenheit hatte, ein Schatz sein, den er nicht eifersüchtig genug bewachen kann, und seine freigemüthliche Glückseligkeit ist nur um so begreiflicher. Die Heldinnen der hohen Phantasie sind, wie sich denken läßt, ganz unglücklich über den plötzlichen Fall ihres Sterns. Die Damen Howard, Contades, die schöne Manara und die reizende M—in sind geschworene Feindinnen der neuen Kaiserin, die Prinzessin Mathilde wol auch aus andern Rücksichten. Es steht Miß Howard auch gar nicht übel an, sich als die eigentliche Josephine zu proclamiren und die Gräfin Theba bloß als Maria Louise Napoleon's III. gelten zu lassen; das ist eine verzeihliche Rache gekränkter weiblicher Eitelkeit. Auch die zurückgesetzte Engländerin hatte, wie jener Kutscher, gewünscht, wenigstens einer königlichen Prinzessin weichen zu müssen. Die Spanierin hat sich jedenfalls diplomatisch benommen, als ihre Nebenbuhlerinnen, oder hat sie ihre Tugend vor Schlingen bewahrt, die ihr auf die perfideste Weise gelegt waren. In Compiègne war, so zu sagen, eine ganze weibliche Verschwörung los, um die Gräfin Theba in den Fall zu setzen, unter gleichen Bedingungen mit ihren Nebenbuhlerinnen um die Krone zu ringen. Diese Intriguen, welche den Kaiser und seine jetzige Gemahlin umspinnen hielten, beweisen übrigens, daß die Heirath schon lange gesücht war, und daß diese denn doch nicht so ganz Folge eines plötzlich gefaßten Entschlusses gewesen. Louis Napoleon mag seine jetzige Lebensgefährtin schon lange geprüft und zu würdigen gelernt haben, und es ist nur ein à propos der frivolen Pariser Gesellschaft, in dem hon mot einer Schauspielerin, von der in diesen Blättern schon die Rede gewesen, in dem „Si j'avais su je lui aurais résisté“ von Fräulein Constance die richtige Auffassung dieses Ereignisses sehen zu wollen. Eine Spanierin, die eine intime Freundin der Herzogin von Alba — der Schwester der Kaiserin — ist, schrieb sogar hierher, daß man sich in Madrid sage, Madame Montijo, Mutter, habe schon im November 1854 erzählt, der Präsident hätte ihrer Tochter vom Staatsstreich geschrieben und ihr den Antrag gemacht, sein gutes oder böses Geschick zu theilen. Fräulein Montijo soll geantwortet haben, daß sie sich nicht gewachsen fühle, eine Kaiserkrone zu tragen, und daß sie zu wenig Vermögen besitze, Louis Napoleon im Falle des Mißlingens zu entschädigen. Dies mag nun

die Wahrheit sein oder nicht, so viel kann als gewiß angenommen werden, der Kaiser hatte schon längst Absichten auf das Herz von Fräulein Montijo, und es mag wol mehr die Schuld seiner Umgebung sein, als die eigene, wenn er nicht immer dieselben Absichten gehegt.

Bisher hat sich die Kaiserin mit Takt benommen; sie hat für die allgemeine Amnestie gearbeitet und auch im Interesse einer Modification der Decrete über die Orleans'schen Familiengüter Fürbitte eingelegt, und obgleich sich ihr Einfluß noch nicht als wirksam erwiesen, weiß man doch ihre Bemühungen, und das kann ihr eben nicht geschadet haben. Deffentlich in der Gesellschaft hat sie sich seit ihrer Hochzeit noch nicht gezeigt, und sie wird erst übermorgen auf dem Balle des Senats ihren feierlichen Einzug in die Hofwelt machen. Wir wollen sehen, wie man ihr Auftreten beurtheilen wird, denn, wenn es ihr auch nicht an Höflichen und officiellen Anbetern fehlen kann, wird auch die boshafte Kritik und der Argus weiblicher Eifersucht nicht daheim bleiben. Bisher haben sich die Schuldigungen, welche die junge Kaiserin empfangen, blos auf die Ergebenheitsbezeigungen des engeren Hofzirkels beschränkt und auf die bezahlten poetischen Schmeicheleien des Dampfverfälschers Méry; auch sein poetischer Zwilling Bruder Barthelémy hat einige Reime dargebracht, und die „Nemesis“, welche Ludwig Philipp so viel trübe Stunden gemacht, liegt also der neuen Regierung ganz zu Füßen. Die republikanische Poesie dieser Herren ist gut kaiserlich geworden, hinkt den ekelhaften Nachwerken von Ludwig XIV. Hof- und Leibpoeten — wir sollten sagen Leibbedienten — nach. Herr Méry hat für seine Begeisterung fünftausend Franken vom Kaiser und eine mit Diamanten besetzte Uhr erhalten, und Barthelémy vielleicht ein Paar kurze Hosen, um bei Hofe erscheinen zu können. Auch Grand hat der Kaiserin seine Aufwartung gemacht und ihr das prachtvolle Piano dargebracht, das in London so viel Aufsehen gemacht. Der Kaiser hat ihm huldreichst erklärt, daß er es behalten wolle, und diese musikalische Aufmerksamkeit wird mit 40,000 Franken wol kaum zu schlecht bezahlt sein. Nun werden auch die anderen Fabrikanten an die Reihe kommen, denn so wie die Tuileries einmal offen sind, richtet die Speculation aller Erfinder und Verbesserer ihr Auge nach diesem Punkte. Dem Balle des Senats wird ein kleiner intimer Hofball folgen, um den boeuf gras zu feiern, und diesem mehre Hoffeste und Concerte. Auch die Armee wird nicht vergessen bleiben, und man erzählt sich bereits, die Kaiserin werde zur Revue an der Seite ihres Gemahls zu Pferde erscheinen. Wenn das keine bloße Erfindung müßiger Hoffschwäzger ist, folgt die junge Monarchin Frankreichs keiner guten Eingebung, denn man würde ihr diese Phantaste allgemein übel nehmen. Daß sie mit dem Großkreuze der Ehrenlegion geschmückt erscheinen werde, kann ich noch weniger glauben; das sind eben Canard's, wie man sie nur in Paris zu fabriciren versteht.

Der Fasching geht auf die Reize, und ziemlich unzufrieden mit seinen sonst

so ergebenen Parisern. Die armen Pariser haben den öffentlichen Bällen und ihren Concerten dies Jahr wenig Ehre angethan, vielleicht ist das schon eine Wirkung des moralischen Beispiels unseres Staatsoberhauptes. In der großen Gesellschaft gab es auch verhältnißmäßig wenig Tagesunterhaltungen, obgleich noch immer genug, um den heirathsfähigen Töchtern der Finanz und der Aristokratie zur Brautausstellung zu dienen, und sie unter die Haube zu bringen.

Die Theater treten mit drei Neuigkeiten zugleich hervor — und zwar à l'adresse der jungen Kaiserin, welche Künste und Wissenschaften unterstützen muß. Das Gymnase mit Augier's Philiberte, das Odeon mit Ponsard's Lustspiel und das Theatre français mit Madame Girardin's Lady Tartuffe, die Fräulein Rachel zur Darstellerin bekommen hatte. Letzteres verspricht einen ungewöhnlichen Erfolg, und doch sagt die Chronique malicieuse, Frau Girardin habe Unrecht gehabt, diesen Titel zu wählen, weil man leicht von einem Tartuffe enlaidi (en Lady) sprechen könnte. Die Kaiserin wird wahrscheinlich der ersten Vorstellung beiwohnen, da sie in den Salons der geistreichen Verfasserin der Pariser Gesellschaft zuerst aufgeführt worden. Daniel Stern's (Gräfin d'Agoult) dritter und letzter Band der Geschichte der Februarrevolution verläßt nächstens die Presse. Das Buch ist ein verdienstliches Werk, und jedenfalls das beste geschichtliche, was bisher über diese Epoche geschrieben. Ich werde Ihnen für die nächste Nummer ein Fragment daraus mittheilen,

Musik. — Der „Wohlbekannte“ ist plötzlich wieder auf der musikalischen Bühne aufgetreten und diesmal mit einem Journal: „Fliegende Blätter für Musik, Wahrheit über Tonkunst und Tonkünstler“. Erstes Heft. Leipzig, bei Baumgärtner. Der Inhalt des Hefts giebt außer dem Programm folgende Artikel: Technische Construction der Instrumentalwerke, die Parcellaise, Gespräch mit Carl M. von Weber, Gasparo Spontini, Für die Opernouverture, Ein Vertheidiger Richard Wagner's, Friedrich Wieck, W. von Lenz. Feuilleton: Liszt und Berlioz in Weimar, Marco Spada, Märtyrer und Vergessene, Aus Paris. — Als des Wohlbekanntens musikalische Briefe erschienen, protestirten diese Blätter gegen so manche der darin aufgestellten Ansichten. Es war nicht schwer, einzelne Widersprüche darin nachzuweisen; verderbenbringend schienen sogar so manche dem Dilettantismus zu Gefallen geschriebene Behauptungen, die um so gefährlicher wirken mußten, als der in vielen anderen Fällen gediegene Inhalt das Vertrauen zu dem Verfasser bei nicht recht sattelfesten Leuten zu einem felsenfesten gemacht hatte. Einen Fehler hatten besonders diese Blätter hervorgehoben: Die mangelhafte Beurtheilung Wagner's, mit dessen Werken, sowol in Musik als Literatur, sich der Verfasser damals noch nicht genügend vertraut gemacht hatte, mit welchem Umstande überhaupt die falsche Beurtheilung anderer neuerer Componisten, wie z. B. Schumann's, in Zusammenhang zu bringen ist.

Es kann jetzt kaum ein Zweifel über die Person des Autors mehr stattfinden, denn die einzelnen Andeutungen, die schon in den Briefen gegeben waren, gestalten sich durch die klar entwickelten und bekannten Theorien dieser fliegenden Blätter zur Gewiß-

heit. Und wenn wir uns früher über einige Fehlgriſſe des Autors wunderten, da ſie nicht in Einklang mit ſeiner eigenen Theorie zu bringen waren, ſo ergreifen wir in dieſen Blättern ebenſo gern die Gelegenheit, ſeiner neuſten Schrift das Lob zu geben, das ihr gebührt. Die meiſte Beachtung verdient die Abhandlung über die techniſche Conſtruction der Instrumentalwerke, von welcher in dieſem Heft erſt vier Capitel in Briefform gegeben ſind, und deren Fortſetzung in dem folgenden Hefte bevorſteht. In dem erſten einleitenden Briefe bemüht ſich der Verfaſſer, den Nachweis zu geben, daß das wirkliche Verſtändniß der Muſik Niemandem eher gelingen könne, bevor er nicht die Geſetze der techniſchen Conſtruction der Muſikwerke verſtanden. Deshalb iſt eine Kunſthätigkeit des Hörers nothwendig, die nicht ohne gewiſſe Vorkenntniſſe ausgeübt werden kann; das beſte Gehör und die tieſte äſthetiſche Bildung reichen ſomit nicht aus, ächte Muſikſtücke gehörig zu erkennen, es gehöre dazu nothwendig eine gewiſſe muſikaliſche Hörkunſt. Die drei folgenden Briefe der Abhandlung geben uns eine Analyſe eines größeren Instrumentalwerks (Sinfonie von Haydn, Finale der Sinf. Nr. 2., Partitur bei Breitkopf und Härtel) und zwar in der Art und Weiſe der thematiſchen Zergliederung, wie wir dieſelbe aus des Verfaſſers größeren theoretisch-muſikaliſchen Werken kennen. Die Darſtellungsweiſe iſt klar und für den einigermaßen kunſtgebildeten Dilettanten vollkommen verſtändlich. Vielleicht geht die Analyſe über das Maäß in's Detail, denn der hier gepredigte Schematismus iſt recht wohl geeignet zum Erkennen, aber er macht das künſtleriſche Schaffen allzu leicht zur leeren Form, und es iſt nicht recht, einen ſolchen Ausgangspunkt der muſikaliſchen Production überhaupt anzunehmen. — Der Aufſatz über Spontini iſt eine gute Arbeit, er enthält viel Intereſſantes und Gutburchdachtes über Spontini's Talent im Allgemeinen, über ſeine Stellung zu den gleichzeitigen Componiſten und giebt eine gute muſikaliſche Beſchreibung der Veſtalin. — Unter den übrigen Aufſätzen zeichnet ſich noch aus eine Beſprechung eines in Petersburg 1852 in zwei Bänden herausgegebenen franzöſiſchen Buchs von W. v. Lenz: *Beethoven et ses trois styles. Analyses des sonates de piano, suivies de l'essai d'un catalogue critique, chronologique et anecdotique de l'oeuvre de Beethoven.* Aus der Vorrede leuchtet ein, daß der Verfaſſer den ſeltſamen Anſichten vieler Dilettanten huldigt, daß der Mangel an tiefer muſikaliſcher Kenntniß vorzugsweiſe zur Beurtheilung muſikaliſcher Werke befähige. Die in dem Buche verſprochene Analyſe der Sonaten enthält nur einen Galimathias von allerhand ſchöngeistigen, nichtsſagenden Reden. Z. B. dieſe Composition (*Es-dur, op. 7*) iſt bereits tauſend Meilen weit von den drei erſten Sonaten entfernt. Der Löwe rüttelt darin an den Stäben des Käfigs, in welchem ihn die unbarmherzige Schule noch eingekerkert hält u. ſ. f. — Der Inhalt des zwei Bände umfaſſenden Buchs iſt folgender: *Introduction: De la voltige transcendante de Piano* (eine ſcharfe Kritik der modernen Clavirritter); *Haydn, Mozart, Beethoven, Weber, Mendelssohn; les trois styles de Beeth.; les Sonates de Piano de B.; le coin du feu du Pianiste; Esquisse biographique.*

Analyses des Sonates de Beethoven: Première manière de B.: 1—14e. Sonates; 2^{de} man.: 12—16e. Sonates; la Variation pour Piano; 3^{me} man. 27—32e. Sonates; éditions de Sonates de B.; conclusion.

Catalogue critique, chronologique et anecdotique (mit einer Vorrede). — *Appendice: Supplement au catalogue; l'édition de Breitkopf de l'opéra*

Grenzboten. I. 1853.

de Leonore et la critique parisienne; le catalogue thematique de l'oeuvre de B. publié par Breitkopf et Härtel; deux lettres inédites; tableau général du catalogue.

Die Verlagshandlung von Schott in Mainz beginnt eine neue Ausgabe der Sonaten von M. Clementi zu veröffentlichen; es sind davon jetzt erschienen: quatre Sonates, op. 12. Jede 45 Kr. Die Anzeige befindet sich in dem musikal. Monatsberichte dieser Handlung. Die große Menge der übrigen darin angezeigten Werke läßt sich in ihrem Werthe nicht gerade als hoch anschlagen, denn abgesehen von dem Clavierauszuge des ewigen Juden von Halevy und einigen modernen Virtuosenstücken von Viengtemps und Veriot finden sich darin nur Nippessachen der leichtesten Arbeit, die kein anderes Musikaliengeschäft in gleicher Menge auf den Markt sendet.

In Paris ist eine neue Concert-Gesellschaft unter dem Namen: Societé symphonique von A. Favre gegründet worden. Dieser Mann soll zu dem Unternehmen berechtigt sein, denn abgesehen von seinem eigenen sittlichen und künstlerischen Ernste ist seine Frau als Componistin großer Instrumentalwerke ein in ihrer Art einziges Phänomen. In dem Hause dieses Paares herrscht ein wirklicher Cultus für die Kunst; die Frau componirt, unterrichtet am Conservatorium und spielt Abends Bach und Beethoven; der Mann ist Bibliophil und Kenner der alten musikalischen Litteratur. In dem Programm der Concerte zeigt er Werke von Haydn, Mozart und den übrigen besten deutschen Componisten, von Biotti, Kreuzer, Rode u. A. an. Man hofft auch Werke seiner Frau zu hören.

In Berlin erregte Theresie Milanollo großes Furore; sie hat schon vier Concerte gegeben und noch in dem letzten war das Opernhaus bis auf den letzten Platz besetzt. Unter den von ihr vorgetragenen Compositionen gefiel besonders die Fantasie sur Mäceline, avec le Someil aus der Stumme von Portici, eine Composition von Gaumann. — Auch Carl Formes wird von der Berliner Kritik sehr günstig besprochen.

Bildende Kunst. — Gallait's berühmtes Bild: die Brüsseler Schützengilde, den Grafen Horn und Egmont die letzte Ehre erweisend, ist gegenwärtig in Berlin ausgestellt. Während es im Publicum große Sensation erregt, sind doch auch schon darüber die schärfsten Urtheile der Kritik laut geworden.

Kaiser Napoleon läßt durch den Maler Favas in Genf den bekannten Schweizer-General Dufour portraïtiren, der sich seiner besondern Zuneigung zu erfreuen hat.

Louis Philipp's große Gemäldegalerie wurde zwei Tage hindurch in Paris öffentlich versteigert. Der Andrang war groß, es sollen jedoch viele werthvolle Gemälde ganz unter dem Preise verkauft, und einige sogar völlig ruinirt worden sein. — S. Robert's Neapolitanerin auf den Ruinen ihres Hauses sitzend, wurde vom Prinzen d'Amale für den hohen Preis von 26,000 Fr. angekauft.

Professor Magnus aus Berlin hat seine Kunstreise nach Spanien bereits angetreten. Er hat die besten Empfehlungen an den Hof von Madrid und wird die königl. Familie portraïtiren.

Eine große Kunstausstellung im Haag wird von dortigen Blättern für die Zeit vom 23. Mai bis 23. Juli angekündigt. Zum Empfang der portofrei einzusendenden Gemälde ist der Termin vom 15. bis 30. April bestimmt.

Die gräfl. Kaunitz'sche Bildergalerie zu Prag ist zum größten Leidwesen der

Künstler und Kunstfreunde dort öffentlich versteigert worden. Wie man hört, sind diese Schätze in ganz Deutschland zersplittert. Man dachte zu spät daran, sie für die Stadt als bleibendes Eigenthum zu erwerben.

Vierhundert Blätter zu der Cotta-Götschen'schen billigen Ausgabe der Classiker veranstaltet die Georg Wigand'sche Buchhandlung in Leipzig. Acht Blätter derselben sind erschienen von H. Richter, Th. v. Der und Plüddemann, — zu Gedichten von Goethe.

Unter den zahlreichen Erscheinungen der neuesten Kunstliteratur machen wir aufmerksam auf das große, nun endlich vollendete Werk: „Neues allgemeines Künstler-Lexikon von Dr. G. K. Nagler 1835—1852. 22 Bde. Fl. 78 oder Thlr. 49 $\frac{1}{2}$ in der G. A. Fleischmann'schen Buchhandlung. Ein Werk, das in keiner Bibliothek fehlen sollte.

Die Räume der Bilder- und Kunstgalerie in Karlsruhe sollen in großartiger Weise erweitert werden. Man spricht sogar von einer neuen Malerakademie, die der kunstsinige Prinz-Regent dort zu gründen die Absicht hat.

Bernhard Afinger's vortreffliches Medaillen-Portrait von Kaulbach ist bereits vollendet, und von Aug. Mertens in Berlin sowol in Bronze, als auch in Elfenbeinmasse ausgeführt.

Erzherzog Carl von Oestreich wird auf kais. Befehl ein Denkmal erhalten, das, in einer kolossalen Reiterstatue aus Bronze bestehend, von dem Bildhauer Fernkorn unter der Leitung des Grafen F. Thun, des Directors Ruben und des Prof. von der Müll ausgeführt werden soll.

Der Herzog von Dessau läßt seinem Großvater, Herzog Franz, in der Stadt Dessau ein großes ehernes Standbild setzen. Der Künstler Fühmig in Wien ist mit dem Entwurfe, der Professor Kitz in Berlin mit der Ausführung desselben beauftragt.

Der Wiener Bildhauer Gasser hat den Entwurf zu der ihm übertragenen Statue Wieland's für Weimar dem Hofe eingesendet und dafür großes Lob eingeerntet.

Das den heldenmüthigen Bertheidigern von Temeswar vom Kaiser gewidmete, aus dem Atelier des Bildhauers Kramer in Wien hervorgegangene Denkmal ist am 17. Januar mit großen militairischen Feierlichkeiten enthüllt worden. Auf einem vier-eckigen Sockel steht eine Rotunde, auf der sich die Bildsäule der Treue erhebt. Die vier Seiten zieren die Figuren der Tapferkeit, Wachsamkeit, Aufopferung und des Gehorsams, darunter ist die Revolution durch wilde Thiere versinnlicht. Die Inschrift lautet: Franz Joseph I.; den heldenmüthigen Bertheidigern der Festung gewidmet. 1852.

Bei der Versteigerung der Kunstsammlung des Herzogs von Orleans machte ein großer Tafelaussatz außerordentliches Aufsehen. Der Werth desselben wurde zu 4 $\frac{1}{2}$ Million Fres. angeschlagen: Alle große Künstler Frankreichs haben daran gearbeitet, und das Ganze wurde ausgeführt nach Zeichnungen von Barges.

Die Stadt Brüssel hat 800,000 Fres. bestimmt für die Erbauung eines Ausstellungs-palastes der schönen Künste. Man beabsichtigt, darin Alles zu vereinigen, was die Stadt an alten und neuen öffentlichen Kunstschätzen besitzt.

Das Monument, welches die Stadt Ostende in ihrem Dome der verstorbenen Königin von Belgien errichten will, ist von dem Brüsseler Bildhauer Fraikin in vollendet künstlerischer Weise ausgeführt.

Auf dem jährlich gefeierten Weihnachtsfeste des jüngern Künstlervereins in Berlin

ging es diesmal ganz besonders lebhaft zu, da das Fest durch das Weissein von Damen verherrlicht wurde. Ein Programm von Ludwig Löffler gezeichnet gab die Reihenfolge der zu erwartenden Genüsse. Gegen 8 Uhr Abends öffnete sich der Vorhang der im Saale erbauten Bühne, und eine Reihe von lebenden Bildern, aus dem Leben großer Künstler, ging an den Zuschauern vorüber; von dem ernstern „Tintoretto an dem Todtenbette seiner Tochter“ bis zu dem heitern „Ostade.“ Sie waren größtentheils eigens zu diesem Zwecke componirt von Wisniewsky, Löffler und Staffeck. Der dazu gehörige Prolog, die Erklärung und Epilog waren von dem Dichter Rudolph Löwenstein, der selbst Alles im schwarzen spanischen Costum vortrug und großes Lob erntete. Darauf folgte eine einactige Posse: „Mein Sohn der Maler“ von dem Stücke schreibenden Maler Mödinger. Daß keine geübten Schauspieler das Stück vorführten, steigerte noch die Lachlust. Bei dem mitternächtigen Mahle fehlte es nicht an passenden Scherzen. Ein Ball beschloß das Fest. Aber auch hier noch Ueberraschungen. Jeder Tanz wurde durch ein entsprechendes lebensgroßes Transparent eingeführt, vortreffliche Arbeiten von Staffeck, Hofemann, Löffler, Wisniewsky und Hellwig. Erst gegen 5 Uhr wurden die Räume leer, und die allgemeinste Anerkennung lohnte Ferdinand Weiß, der unermüßlich die Sache geleitet.

An den Ausbau der fehlenden Giebel der großen Stephanskirche zu Wien dürfte bald, wenigstens an die Ausführung eines derselben, geschritten werden. Der jüngere österreichische Kunstverein, dem der König von Preußen zwei Cartons Kaulbach's (den Thurbau und die Sage) behuf der Ausstellung überließ, hat den von allen Seiten gleichmäßig anerkannten Beschluß gefaßt, diese Cartons in einem eigenen Locale zum Besten des Ausbaues der Giebel auszustellen. Uebrigens wird für die Herbeischaffung eines Fonds für die andern Giebel von Seite des Gemeinderathes eine Subscription eröffnet werden. —

Der Catalog zu der am 31. Januar und folgende Tage im Weigel'schen Kunst-auctionslocale zu Leipzig stattfindenden Versteigerung der Friedländer'schen Sammlung, welcher die des verstorbenen Buchhändlers und Stadtrathes G. Reimer in Berlin und die des Malers und Dichters R. Reinick in Dresden beigelegt ist, enthält 2090 Nummern. Die Lieblingsmeister des verstorbenen Prof. Friedländer — Rafael und Dürer — haben an ihm einen sehr eifrigen Sammler gehabt. Auch ist von Cornelius Vieles vorhanden, nebst einer Handzeichnung dieses Meisters. Daran schließt sich eine große Sammlung von Kupferstichen biblischen oder religiösen Inhalts u. s. w. — In dem Reinick'schen sehr bedeutenden Nachlaß befindet sich eine chronologisch geordnete Sammlung der Arbeiten von Josef Longhi, die sich durch ihren Reichthum, durch die Güte und Verschiedenheit der Abdrücke und ihre vorzügliche Erhaltung auszeichnet. Ueberhaupt zeigt sich diese Sammlung als eine mit feinem Sinne und vieler Sorgfalt aus den Hauptwerken deutscher, niederländischer und italienischer Meister zusammengetragene. Auch die Reimer'sche Sammlung enthält viel Schönes und Beachtenswerthes. —

An der Akademi der bildenden Künste zu Wien liest in diesem Jahre der durch seine akademischen Vorträge über Tyroler Geschichte rühmlichst bekannte Dr. R. Kink. — Für das k. k. Antiken-Cabinet ist ein herrlicher Sarkophag aus Egypten angekommen.

Theater. — Neue Dramen. Zu Berlin in der Königstadt: „Münchhausen“, Posse in drei Acten mit Musik von Theodor Hauptner (Kallisch) mit großem Erfolg;

im Friedrich-Wilhelmstädt'schen Theater ein fünfactiges Lustspiel: „So kann man es weit bringen“, von Heinrich Schmidt, ebenfalls mit Erfolg. — In Hamburg: „Maria Douglas“, Drama von Gottschall. — Ein hinterlassenes Trauerspiel von Raupach: „Der Dolsch“ soll zuerst in der Burg zu Wien, und ebendasselbst „Gabriele v. Percy“ von Mosenthal gegeben werden. Das letzte Stück soll in der Vendée im Jahre 1830 spielen.

In der Saison des Jahres 1852 sind in Italien sechzig neue Opern geschrieben worden, von denen vier im Ausland, die übrigen im Lande selbst zur Aufführung kamen. —

In der italienischen Oper wird einstudirt von Neuigkeiten zu Neapel im Teatro nuovo: „Paquita“, von Balenzo; „Bioletta“, von Mercandante und „Un merito fuor di moda“, von Colanca; in Padua: „Bianca die Belmonte“, von Joseph Derafini; in Palermo: „Lidia“, von Pacini. In Turin hat Meyerbeer's „Robert“, freilich sehr verstümmelt, Fiasco gemacht.

In Frankreich ist Molière's „Tartuffe“ im ganzen Lande, wie die deutsche Theaterzeitung mit großen Lettern berichtet, als unsittlich verboten worden. Dieser kleine Zug des kaiserlichen Regiments ist charakteristischer, als irgend etwas Anderes, was wir in den letzten Monaten mit Verwunderung aus den Zeitungen erfahren haben. Dagegen hat die Kaiserin eine Gagezulage von 30,000 Francs jährlich erhalten, und wie man sagt, will der Kaiser diese Summe aus seiner Privatchatouille verdoppeln. In den Pariser Theatern erscheinen jetzt die Damen des ersten Ranges zuweilen mit Gold- und Silberstaub gepudert, die Blondinen mit Silberstaub, die Brünetten mit Goldstaub. Im Allgemeinen haben die Pariser Theater für das dortige Publicum etwas an Interesse verloren, da sich jetzt das allermerkwürdigste Schauspiel auf den Straßen und in den Palästen abspielt.

Die Nachricht von dem Tode Deinhardsteins, welche im letzten Heft nach den Zeitungen mitgetheilt wurde, hat sich als unwahr erwiesen.

St. Cupid, oder Dorothy's Fortune heißt ein neues Stück von Douglas Ferrol, dem geistreichen Humoristen, Verfasser der Gardinenpredigten der Mrs. Gaudle und Hauptmitarbeiter am Punch, welches am 22. Jan. in London auf die Bühne kam, und nicht geringe Erwartungen erregte, die es zum großen Theil befriedigte. Das Stück hatte auch die seit Menschengedenken beispiellose Ehre gehabt, den Tag vorher vor der Königin privatim mit großem Beifall in Windsor aufgeführt zu werden, was natürlich die Neugier nicht wenig steigerte.

Die Zeit der Handlung fällt in die ersten Jahre der Regierung des ersten Hannoveraners in England, mitten in die Vorbereitungen zu einem jacobitischen Aufstand, wo die Minister Georg's I. jeden Winkel nach Verschwörern durchstöbern. Der Eifrigste von Allen ist Unterstaatssecretair Zero (Null), der in Allem, was ihm unter die Augen kommt, ein Complot wittert, und in einem auf die allgewöhnlichsten Lebensverhältnisse bezüglichen Brief eine hochverrätherische Correspondenz sieht. Bei der Durchsicht einer Masse Briefe, die ihn vom Postamt übergeben werden, findet er einen an eine gewisse „Dorothy“ wohnhaft in den Lilacs. Ein gewöhnlicher Verstand würde glauben, der Brief spreche nur von einer glücklichen Prophezeiung, das erfahrene Auge des Staatssecretairs glaubt aber sogleich zu erkennen, daß darin Hochverrath verborgen ist, und er beschließt daher, selbst die Lilacs zu besuchen. Auf denselben Einfall kommt sein Nefte

Sir Valentine May, obgleich aus einem ganz andern Grunde. Der Name Dorothy, gefällt ihm, und der romantische Name ihres Wohnorts „Pilaes“ scheint ihm ein Abenteuer zu versprechen. Er macht sich auf den Weg, kommt in den Pilaes an, und findet, daß es ein Privatgymnasium eines Dr. Budd ist. Der pedantische Doctor und seine Magd Jund amüsiren ihn höchlichst, sein Herz wird aber ganz und gar gefangen von Dorothy Budd, der reizenden Tochter des Schullehrers, und er beschließt, sich dem Doctor als Unterlehrer anzubieten. Der Doctor, welcher in dem fremden Reisenden, der in Sammet einhergeht und einen feinen Degen trägt, einen vornehmen Schüler zu bekommen gehofft hat, wundert sich sehr, daß er mit der bescheidenen Stelle eines Unterlehrers, der für 10 Pfd. jährlich alle möglichen Wissenschaften sammt Violine und Hiebfechten lehren soll, verlieb nehmen will; aber er beruhigt sich bei Valentine's Versicherung, daß seine schönen Kleider nicht bezahlt sind, und das Zureden seiner Tochter, der der hübsche junge Mann gefällt, bestimmt ihn zuletzt, auf den Vorschlag einzugehen. Bald wird das in einer bloßen flüchtigen Laune begonnene Abenteuer ernster, Valentine fühlt, daß er ohne Dorothy nicht glücklich sein kann, Dorothy erwidert seine Leidenschaft, und der Doctor freut sich schon im Voraus, welch' schönes Pärchen die Beiden sein werden. Aber Dorothy wird noch von einem Andern geliebt, von ihrem Vetter, dem Fährnich Bellefleur, der Valentine alle möglichen Hindernisse in den Weg legt. Valentine ist jedoch ein edler Gegner, er weiß, daß der Fährnich sich tief in die jacobitischen Umtriebe eingelassen hat, und daß die Regierung bereits ein Auge auf ihn hat, und beschließt ihn zu retten. Als Werkzeug benützt er eine alte Zigeunerin, die durch ihre Wahrsagungen ganz das Vertrauen Dorothy's und der Magd gewonnen hat, und läßt von ihr durch dunkle Winke Dorothy auf ihres Vettters Gefahr aufmerksam machen. Durch eine Reihe von Mißverständnissen kommt Valentine, der einmal auf der Violine jacobitische Melodien spielt, um Bellefleur einen Wink zu geben, daß er seine Beziehungen zu dem Prätendenten kenne, in Verdacht, erst ein hannoverscher Spion, und dann ein jacobitischer Verschwörer zu sein, und unterwirft dadurch der armen Dorothy Herz, die in dem ersten Fall ihren Geliebten verabscheuen muß, und in dem zweiten für sein Leben fürchtet, den schmerzlichsten Prüfungen. Zuletzt endet aber Alles glücklich. Der jacobitische Fährnich entkommt durch Valentine's und der Zigeunerin Bemühungen, Valentine legt seine Maske ab, und erbittet sich von dem erfreuten Vater Dorothy's Hand, gerade als Onkel Zoro, der ebenfalls die Pilaes besucht hat, erscheint und seiner Bewunderung der Talente seines Neffen als Verschwörer Ausdruck giebt. Der Anfang des Stückes ist sehr gut, aber im weitem Verlauf der Handlung erlahmt etwas das dramatische Interesse, und der große Beifall, den es sich errang, galt hauptsächlich dem witzsprudelnden Dialog und der guten Charakterzeichnung.

Literatur. Sechs Vorlesungen über Astronomie, von George Biddell Airy, N. d. Engl. von Dr. H. Sebald. Berlin, Franz Duncker, 1852. — Eine sachkundige Bearbeitung des berühmten englischen Werkes. Die Aufgabe des Buches ist, den Gebildeten einfache Methoden anzugeben, nach denen die wichtigsten Erscheinungen der Astronomie durch Selbststudium beobachtet und verstanden werden können; ferner einige auf Sternwarten gebräuchliche Methoden der Beobachtung zu beschreiben, die Instrumente darzustellen, die Arten der Beweise und den Grad ihrer Beweisraft anzugeben, und den Weg zu erklären, auf welchem die vorzüglichsten Größenverhältnisse der Sonnen- und

Sternensysteme gemessen werden. Sie sind berechnet für Solche, welche Lust und Ausdauer haben, durch Selbstthätigkeit ihre Kenntnisse zu erweitern. Ausgeschlossen sind alle höheren mathematischen Rechnungen. Von diesem Standpunkt aus sind die Vorlesungen des Engländers als musterhaft zu loben. Er geht langsam und gründlich Schritt vor Schritt weiter, verlangt von seinen Lesern viel Aufmerksamkeit und einige Ausdauer, versteht dafür aber auch in bewunderungswürdiger Weise schwierige Operationen und Untersuchungen deutlich und prägnant darzustellen. Möge das Buch auch in Deutschland die Anerkennung finden, welche es in so hohem Grade verdient. —

Beiträge zu einer Aesthetik der Pflanzenwelt, von F. Th. Bratranek. Leipzig, Brockhaus. 1833. — Seit Humboldt's schöne Abhandlungen über die Auffassung der Natur- und Landschaftsbilder durch die Menschen erschienen sind, hat man von mehreren Seiten versucht, in der von ihm angeregten Weise die Einwirkungen des Naturlebens auf die verschiedenen Richtungen der idealen Thätigkeit des Menschen klar zu machen. Auch das vorliegende Buch stellt sich diese Aufgabe. Es behandelt die Einflüsse, welche die Bilder und Formen der Pflanzenwelt auf die Religion der Völker, ihre Märchen, Volkslieder und nationale Eigenthümlichkeiten gehabt haben, ferner wie die Veränderungen der Jahreszeiten, die Pflanzenfarben, die Gestalten der Pflanzen, ihre Gruppen, die Vegetationsphysiognomie der Landschaft auf die Seelen der Völker wirken, wie der Mensch die Pflanzenwelt zum Gegenstand idealer Thätigkeit macht, spielend in der Pflanzensprache mit den Convenienzpflanzen, männlicher in der Verschönerung der Landschaft durch Parkanlagen. Das Buch ist mit unendlicher Liebe gemacht. Der Verfasser hat über sein Thema viel gedacht und viel gelesen, wie die zahlreichen dichterischen Citate zeigen, welche er auch da verwendet, wo er nicht die Absicht hat, originelle und charakteristische Anschauungen einzelner Dichter oder Volkspoeten zu erklären, und es ist sehr viel schätzenswerthes Material in dem Werke, sein Beobachtetes und gut Gesammeltes; doch ist es dem Verfasser nicht gelungen, dasselbe bequem zugänglich zu machen. Er ist sehr weitläufig in seiner Darstellung, oft unbequem in seinem Styl, und trotz der großen Anzahl von Beobachtungen und Citaten fehlt zuweilen doch die wissenschaftliche Gründlichkeit. So ist z. B. in der Abhandlung über das Volkslied die Aufzählung der bei den Deutschen vorkommenden Dichterpflanzen nichts weniger als vollständig, und so genau seine Kenntniß der slavischen Lieder, Sagen und Volksgebräuche zu sein scheint, möchten wir doch bei diesen dieselbe Unvollständigkeit behaupten. Herr Bratranek erwähnt auch die charakteristischen Unterschiede in der Auffassung einzelner Pflanzen bei Slaven und Deutschen, aber gerade dieser interessante Unterschied hätte ein genaues Eingehen in die Einzelheiten wünschenswerth gemacht. Es wäre wol möglich gewesen, auf kleinerem Raum eine ausführlichere Darstellung zu geben. Als ein Muster für solche Untersuchungen sind Jacob Grimm's kleine Abhandlungen und Excurse zu betrachten; in seiner Mythologie, seinen Rechtsalterthümern, seiner kleinen Abhandlung über Blumen als Frauennamen u. s. w. Möge das Werk des Herrn Bratranek in zahlreichen Lesern das Interesse an diesen höchst interessanten Untersuchungen anregen und unsre Gelehrten veranlassen, die ergänzenden Detailforschungen anzustellen. Eine Abhandlung, „die Betrachtung der Natur und ihrer Bildungen in der deutschen Poesie“ wäre eine Arbeit, des höchsten Dankes werth, vorausgesetzt, daß ihr Verfasser verstände, aus genauen Untersuchungen schlagende Resultate von allgemeinem Interesse zu ziehen. —

Ein dreibändiges Reisewerk von nahe an 1000 Seiten über eine „Tour nach London und Paris“ schreiben ist heut zu Tage eine bedenkliche Sache. Die Dampfverbindung hat uns beide Städte so nahe gerückt, die Zeitungen und die belletristische Litteratur haben uns mit ihrem Leben und Treiben so bekannt gemacht, daß kaum Jemand sich versucht fühlen möchte, nach einem solchen Werke zu greifen, der Name des Verfassers müßte denn eine ungewöhnlich geistreiche Behandlung des Stoffes, eine tiefe Kenntniß der politischen und socialen Zustände, Mittheilungen aus den interessantesten Kreisen der Gesellschaft in Aussicht stellen. Ob ein Leser unter dieser Voraussetzung an das Buch des Herrn Ghillany gegangen ist, lassen wir dahingestellt, jedenfalls glauben wir, würde sich derselbe tief enttäuscht gefunden haben. Die sehr trockenen und ausführlichen Beschreibungen, die uns selbst die Rheinreise nicht schenken — denn der Verfasser beginnt mit unbarmherziger Gewissenhaftigkeit seinen Reisebericht mit dem Nürnberger Bahnhof — gewinnen selbst nicht an Reiz durch den Gegenstand unendlicher Betrachtungen, die sich über alle möglichen politischen, socialen und nationalen Fragen verbreiten, ohne ein anderes Interesse zu geben, als hie und da das Curiosum eines gar zu naiven Einfalls; die Tendenz des Buches ist eine lichtfreundlich-demokratische, jedoch von sehr sanftmüthiger Art, und oft von seltsamen Widersprüchen ganz subjectiver, übrigens harmloser Anschauungen durchkreuzt. So sieht Herr Ghillany in London an den Schauffestern höchst billige Kleidungsstücke, unter andern schwarze Trauerkleider zu 2—4 Schillingen. Diese Wohlfeilheit nothwendiger Lebensbedürfnisse erregt in ihm das größte Mitleid mit wem? — mit den arbeitenden Klassen. Nur durch die äußerste Herabdrückung des Arbeitslohnes könne das ermöglicht werden, meint er. In wie weit der Arbeitslohn überhaupt bei den Kosten der Fabrikation figurirt, scheint ihm völlig unbekannt, und eben so, daß die Billigkeit des Capitals dabei eine viel wichtigere Rolle einnimmt. Aus sehr theuren Preisen gemeinütziger Gegenstände würde der Herr Verfasser auf das höchste Wohlbedinden der Arbeiter schließen, die sich dieselben doch von ihrem Lohne kaufen müssen. Seine Betrachtungen im Oberhause, im Unterhause war Herr Ghillany nicht, sind höchst erbaulich; er hörte darin einen Lord oder Herrn, wie er ihn auch nennt, Claricarde sprechen, nicht ahnend, wie es scheint, daß derselbe der Marquis v. Claricarde, Generalpostmeister und bekanntes Mitglied des Wighministeriums war.

Die Geschichten und Charakterzüge aus der deutschen Kaiserzeit von K lopp“, eine Fortsetzung der „Geschichten aus der Völkerwanderung“ desselben Verfassers, behandeln den Zeitraum vom Abschluß des Vertrages von Verdun bis zum Erlöschen des salischen Kaiserhauses, also fast 300 Jahre. Ohne Anspruch auf ein „wissenschaftlich vollständiges Geschichtswerk“ zu machen, wie er selber sagt, hat der Verfasser doch ein sehr lesens- und empfehlenswerthes Buch geliefert. Dasselbe ist geschöpft aus den ursprünglichen Quellen, deren schlichte Darstellung es glücklich wiedergiebt, und mit vielen interessanten und charakteristischen Zügen jener Zeiten ausgestattet. Die Geschichte Heinrich's IV. ist mit besonderer Ausführlichkeit behandelt.

Corinna, oder Italien. Aus dem Französischen der Frau v. Staël übersetzt und herausgegeben von Friedrich Schlegel. Dritter und vierter Theil. Minutaturausgabe. Berlin, F. A. Herbig. — Das Erscheinen der beiden ersten Theile haben wir bereits angezeigt; mit den beiden vorliegenden ist der Roman abgeschlossen. Die Vortrefflichkeit des Werks und der Uebersetzung ist allgemein bekannt, die Ausgabe ist sehr bequem und elegant ausgestattet.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: **F. W. Grunow**. — Verlag von **F. A. Herbig** in Leipzig.

Druck von **G. E. Ebert** in Leipzig.